



P. o. germ.

897^{nt}₌

Malling

Bayerische Staatsbibliothek



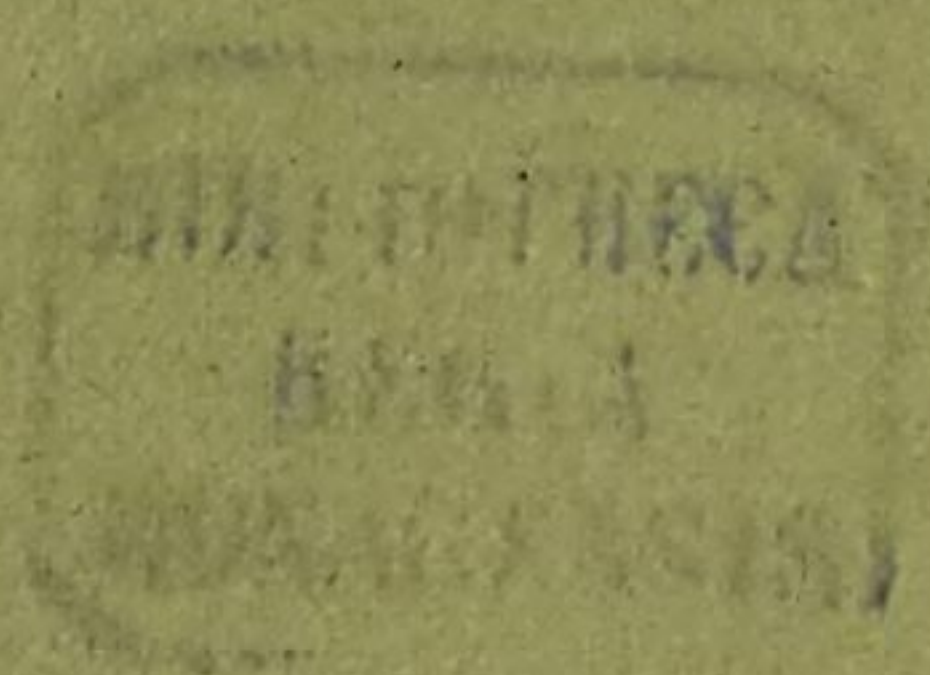
MB <36653579770011

S

P. o. germ
879 nt
Sp

DIE FRAU GOUVER- NEURIN VON PARIS

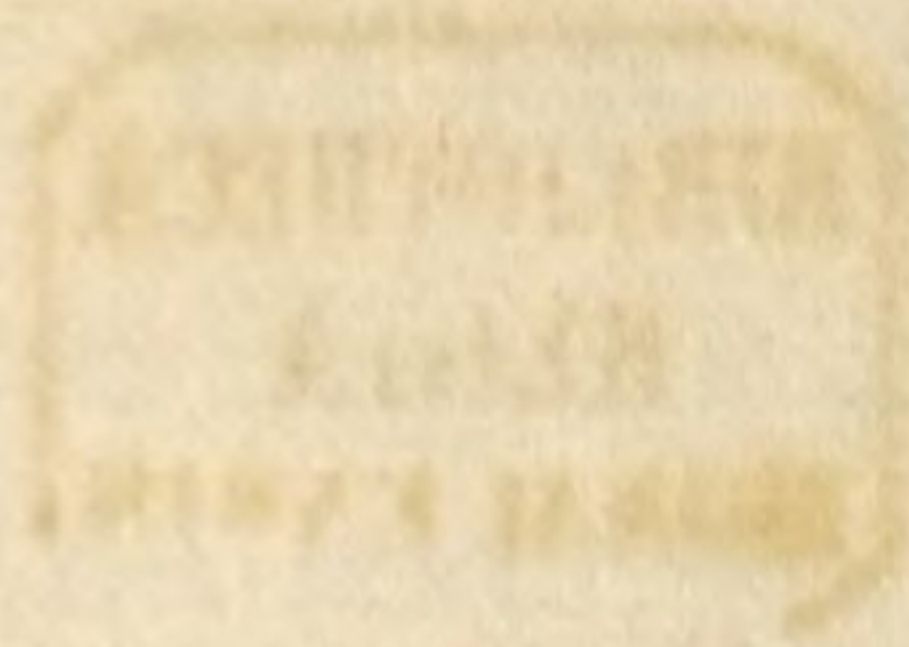
BILDER VOM FRANZÖSISCHEN KAISERHOF
1807 VON MATHILDA MALLING, VERF. VON
»EIN ROMAN VOM ERSTEN KONSUL«



BIBLIOTHECA
MUSEI
MUSEI



Mme Junot.



DIE FRAU GOUVER-
NEURIN VON PARIS



Von derselben Verfasserin erschien:

EIN ROMAN VOM ERSTEN KONSUL

VOM 18 BRUMAIRE BIS ZUM FRIEDEN VON AMIENS

Zweite Auflage. 6 Mark

„... *das kulturgeschichtliche Bild ist vollendet* ...“ Köln. Zeitung

„... *es ist ein höchst anmutiges Buch* ...“ Der Bund, Bern

„... *mich hat dieses bedeutende Buch sehr interessiert* ...“
St. Petersburger Ztg.

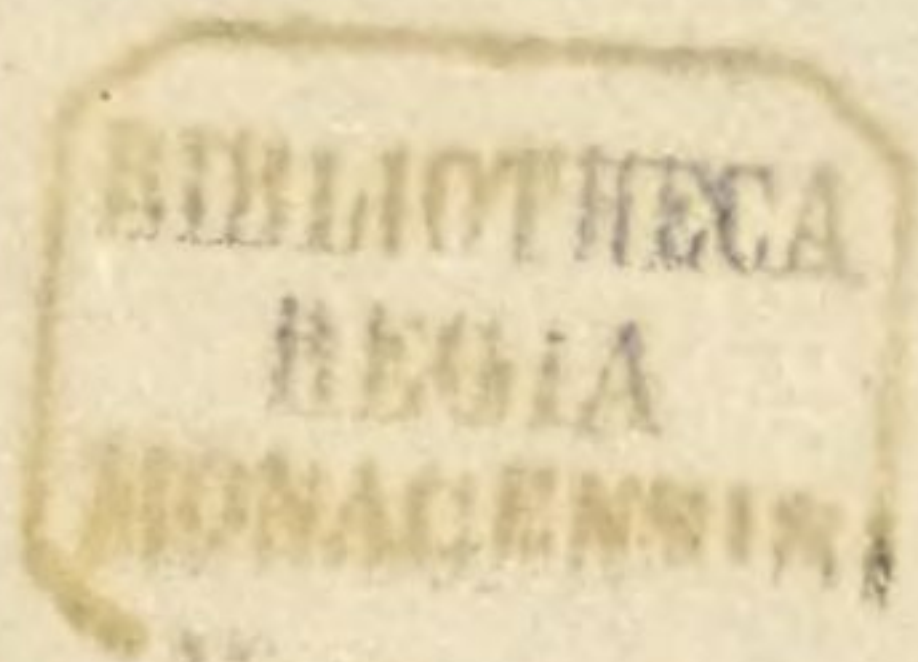
„... *Die Uebersetzung ist ganz vortrefflich; alles in allem: ein sehr interessantes, lesenswertes Buch* ...“
Hamb. Corresp.

DIE FRAU GOUVER- NEURIN VON PARIS

BILDER VOM FRANZÖSISCHEN KAISERHOFE
1807 VON MATHILDA MALLING, VERF. VON
»EIN ROMAN VOM ERSTEN KONSUL«

*»Car mon cœur abondait en souvenirs fidèles. —
Dans notre ciel sinistre et sur nos tristes jours,
Ton noble esprit planait avec de nobles ailes,
Comme un aigle souvent, comme un ange toujours.«*

*Victor Hugo
(à Mme Junot)*



KOPENHAGEN. VERLAG VON
ANDR. FRED. HØST & SØN
KÖNIGL. HOF-BUCHHANDLUNG

—
MDCCCXCVI

Das einzig existierende, dem Buche beigefügte Portrait von Mme Junot wurde nie zuvor reproduziert; es ist im Besitz der Gräfin de Mouy, einer Enkelin des Herzogs von Abrantes; Sie hatte die Güte die Erlaubnis zur Reproduzierung für dieses Buch zu geben.

I

»Junot remplit aujourd'hui la première place auprès de moi, après Berthier, — le savez-vous, Madame la »Gouverneuse?«

Napoléon à Mme Junot, 1806.

Madame Junot war klein und zartgegliedert, doch gerade und geschmeidig, und sie trug den Kopf immer hoch. Das reiche, dunkel kastanienbraune Haar war auf dem Scheitel über dem Goldband mit den drei Perlen zu einer Lockenfrisur gesammelt; die Hautfarbe war matt wie bei einer Südländerin, das Auge prachtvoll, schwarzbraun, mit einem festen, unerschrockenen und leuchtenden Blick. Mit dem entschiedenen Schritt der Hausfrau und Gebieterin stieg sie die grosse Treppe von Schloss Raincy hinab, trug rank eine beginnende Schwangerschaft.

Der Novembertag war klar und trocken kühl. Die Nachmittagssonne vergoldete schon das grünliche Kupferdach des Schlosses und warf eine prachtvolle Röthe über die herbstgelben Pappeln, deren gerade Stämme den Fahrweg mit scharfen, schrägen Schatten einsäumten.

Im Galopp sprengte die Cavalcade in den Burghof, — ein Wagen schwenkte herein, noch einer, à la Daumont bespannt. Der Hof füllte sich im Nu mit lauter Rede und Gelächter, dem Lärm der Waffen und Klang der Sporen,

während die Reiter von ihren Rossen auf das steinerne Pflaster sprangen.

Den Hut in der Hand, röthlichen Sonnenglanz auf dem reichen, blond lockigen Haar, bot der Gouverneur von Paris ehrfurchtsvoll der Schwester des Kaisers die Hand. Am Fuss der Treppe, unter dem grossen Peristyl des Schlosses, empfing seine Frau die Grossherzogin mit den von der Etikette vorgeschriebenen Verneigungen.

Prinzessin Caroline Murat, Grossherzogin von Berg und Cleve, hatte den huldreichen Wunsch ausgesprochen, in Raincy auf den Damhirsch zu jagen. Sie lächelte Junot entgegen und drückte leicht seine Hand, während sie den Fuss auf den Boden setzte. Dann wendete sie sich seiner Gemahlin zu.

»*Madame la »Gouverneuse« de Paris*, wie der Kaiser, mein Bruder, sagt,« sprach sie in jenem forciert sarkastischen Ton, der ihr, seitdem man sie Prinzessin nannte, zur Gewohnheit geworden war, »wie kommt es denn, dass Sie, mit Ihrer Gestalt,« — sie liess einen flüchtigen Blick über dieselbe niedergleiten, — »die so vortrefflich zur Amazone passt, nicht reiten?«

Madame Junot lächelte conventionell, während sie die Prinzessin über die Treppe hinauf geleitete.

»Ihre kaiserliche Hoheit erinnern sich vielleicht, dass mein Mann — aus allzugrosser Fürsorge, vermuthlich, — bisher mir das Vergnügen versagt hat, einer Jagd zu Pferd zu folgen.«

Prinzessin Caroline erröthete. Sie wendete sich nach der anderen Seite zum General.

»Welch ein zärtlicher Gatte müssen Sie sein, Junot; — Laurette behauptet, sie hätten ihr verboten, zu reiten. Das sollte Prinz Joachim nur wagen!«

Der Gouverneur von Paris lachte. Er war heute in guter Laune; nie war ihm sein stolzes Schloss Raincy so prächtig erschienen wie heute in diesem scharfen Sonnen-

schein, mit dem Burghof voller Pferde und Männer und schöner Frauen. Es zog ihm flüchtig die Vorstellung durch den Sinn, dass es so ausgesehen haben müsse, wenn vor dreissig Jahren der Herzog von Orléans hier jagte. Dann unterhielt es ihn, dass Caroline Murat »Prinz Joachim« nannte.

»Nicht jedermann hat die Sicherheit und das Talent Eurer Hoheit, zu gebieten, — sowohl über Pferde wie über Menschen. Ich bin selbst ein so erfahrener Reiter, dass ich das Reiten für Damen im Allgemeinen als einen sehr gefährlichen Sport ansehe.«

Prinzessin Caroline hielt auf der obersten Stufe plötzlich an. Sie richtete ihre kleine, weiche, runde Kindergestalt gerade auf, streckte herausfordernd den einen Fuss vor und wendete den Kopf mit einem eigenthümlichen Blick unter den langen Wimpern hervor halb zu ihm:

»Ist Ihnen nie der Gedanke gekommen, dass es auch Frauen giebt, die gerade die Gefahr lockt?«

Madame Junot gefiel es nicht so lang einem Gespräch zwischen ihrem Mann und der Prinzessin zuzuhören. Zuvorkommend fragte sie Ihre kaiserliche Hoheit, ob sie nicht geneigt wäre, nach der anstrengenden Jagd ein Bad zu nehmen, ehe das Diner aufgetragen würde: es sei schon im Marmorsaale vorbereitet. Caroline dankte artig. Sie nahm plötzlich ganz freundschaftlich den Arm ihrer Jugendfreundin, und unter Vortritt eines Lakais und einiger Kammerfrauen verschwanden die beiden Damen in einem der Gänge des Schlosses.

Junot blieb zurück und sah ihnen ein paar Sekunden lang nach. Er legte die Hand an das Kinn und lächelte.

Im luxuriösen und reich eingerichteten Toilettoraum des Badesaals liess Ihre Hoheit sich auskleiden. Zwischen den zwei colossalen Wannen, die kunstvoll aus einem einzigen Block schwarzrothen Granites ausgehauen waren, und vor welchen die weissen Seidengardinen nun beiseitegezogen

worden; mitten im Lichte des antiken Bronzelusters, der seinen warmen, gelblichen Schein mit der Feuergluth des Porphyrkamins vermischte, schritt die Prinzessin zwischen den mythologischen Figuren der Stuckwände gleich einer neuen Venus über die Rauten des Marmorbodens. Mit einer Bewegung, — stolz in ihrem totalen Mangel an Schamhaftigkeit, — warf sie den rosenrothen Seidenshaw ab und stand nun nackt in ihrer strahlenden, trotzig, zwanzigjährigen Schönheit, weiss und blond und üppig da. Sie setzte ein Bein in die Badewanne und drehte sich zu einer von den assistierenden Dienerinnen um.

»Ich lasse Madame Junot bitten, zu mir zu kommen.«

Die Frau Gouverneurin von Paris liess sich von der Kammerfrau die Thür zum Badesaal öffnen. Sie kam in einer prachtvollen Dinertoilette von weisser Moirée und flandrischen Spitzen. Die grossen gelben Diamanten in ihrem Haar, in ihren Ohren, um Hals und Arm gaben im Lichterschein ihrer braunen, glatten Haut einen Glanz und leuchtenden Schimmer, der nicht zu verdunkeln war.

Sie näherte sich der Badewanne und sah auf die Prinzessin herab, die sich auf den Ellbogen erhoben hatte.

»Ah, Laurette!« — sie suchte nach den Worten und vergass, wie so oft, dass sie es ja schon vor langer Zeit aufgegeben hatte, ihre Freundin zu duzen. »Mir dünkt, Du sagtest, eine Deiner Kammerjungfern sei so geschickt im Frisieren; wärest Du nicht so freundlich, mir sie zu leihen?«

»Euere kaiserliche Hoheit haben natürlich nur zu befehlen. Ich werde sofort Marguerite holen lassen« . . .

Caroline hob sich plötzlich in ganzer Länge aus der Badewanne. Sie sah Laure Junot lächelnd an.

»Weisst Du, Laurette, dass grosse Toilette Dich wirklich am besten kleidet« . . .

Die Prinzessin glitt auf dem schlüpfrigen Steinboden plötzlich aus. Sie wäre gefallen, hätte sie Madame Junot

nicht an der Achsel kräftig festgehalten. Im Schrecken musste ihre Wirthin aber tüchtig zugegriffen haben, denn auf Prinzessin Carolines weissen, runden Schultern sass noch mehrere Tage hindurch ein tiefes, rotes Mal, wie es fünf schmale, spitzige Nägel zurücklassen . . .

Das lange, solide Jagddiner ging zu Ende und die Gäste hatten vom Dessert zu nehmen begonnen. Die mehr als ellenhohen, kunstfertig gearbeiteten Aufsätze aus Krystall und Silber, mit grossen, goldenen Lilien und dem Wappen des Hauses Orléans, die seit undenklichen Zeiten zum Tafel-service von Raincy gehört, und die der neue Eigenthümer des Schlosses mit grosser Mühe aufgespürt und zurückgekauft hatte, waren mit leuchtenden Herbstblumen und mit ungeheuer grossen Büscheln goldgrüner, blauer und rother Trauben gefüllt, die noch an den Ranken sassen und in üppiger Schwere bis auf das Tischtuch nieder hingen. Die Weinflaschen machten immerfort die Runde, der Hausherr und die Gäste tranken fleissig auf die gute Jagd, und die vergoldeten böhmischen Gläser, ein kostbares Andenken von Austerlitz, wurden ein- um das anderemal gefüllt und geleert.

Auf dem Hochsitz neben dem Wirth sass die Grossherzogin von Berg und Cleve. Von dieser Wand mit der rothen Grundfarbe und den pompejanischen Ornamenten hob sich ihre stolze Büste in all ihrer anspruchsvollen und behexenden Üppigkeit ab. Ueber dem Ritz auf der linken Schulter lag ein goldgewobener Spitzenshawl, der wie ein luftiges Bandolier schräg über die Brust ging und die lichtrothe Farbe des Kleides weich beschattete. Mitten in ihrem Schmuck trug sie zarte, weisse Rosen; — sie staken zwischen den Goldspitzen ihres Diadems in ihrem blonden Haar; sie wanden sich wie ein Venusgürtel um ihre Mitte und parfümierten mit ihrem starken Duft die feine Haut auf ihrem Busen. Mit ihrer kleinen weissen Hand — selten schön, wie die aller Bonapartes, — führte sie eine grosse

Traube an der Mund und fing scherzend Beere um Beere mit ihren leicht vorgeschobenen, rothen Lippen ein.

Junot lehnte sich zurück und liess den Arm lose über den Stuhlrücken hängen. Von dem schönen, weinerhitzten Antlitz seiner Tischnachbarin glitt sein Blick über die Reihen munterer, festlich gekleideter Gäste, bis sein Auge am anderen Tafelende auf seiner Frau haften blieb.

Sie erhob ihr Glas gegen ihren Cavalier, den Hofstallmeister Montbreton; — Junot konnte sehen, dass sie nach ihrer Gewohnheit Wasser anstatt Wein im Glase hatte. In weisser Seide und Diamanten sass sie da, so schlank und fein, mit ihren klaren Augen, ihrem schelmischen, klugen Lächeln. Graciös beugte sie den Kopf auf dem zarten Hals, — ihm war, als könne er die fein gewendeten, munter spöttischen Worte hören, die sie dem artigen Montbreton zur Antwort gab.

Der Gouverneur von Paris sass lang und betrachtete seine elegante Frau; dann kehrte er die Augen wieder der Schwester des Kaisers zu.

In diesem Moment trat sein erster Kammerdiener, den Staub noch auf dem Rock und Blut an den Sporen, in den Speisesaal ein.

»Chapelle!« . . . Junot erhob sich und winkte eifrig: »Stafette aus Deutschland, nicht wahr?«

»Ja wohl, Monseigneur« . . . Chapelle suchte in seiner Weste. »Ich ritt sofort in gestreckter Carrière von Paris her« . . .

»Das ist brav. Schaffe Dir nun Wein und zu essen.«

Er winkte ihm ungeduldig mit der Hand und riss sofort das Siegel auf. Die gerade noch so lärmenden Gäste streckten in athemloser Stille die Köpfe vor, um zu hören: Neuigkeiten vom Kriegsschauplatz!

Junot fuhr hastig mit dem Blick über das Papier; dann sagte er langsam, nahezu feierlich:

»Die grosse Armee ist in Berlin eingezogen.« Er

verstummte und sah sich um. Und angefeuert von der athemlosen Spannung, die er ringsum in den eifrig vorgebeugten Gesichtern las, rief er enthusiastisch, indem er aufs Neue sein Glas erhob:

»Wir wollen es uns für immer merken, dass am 25. Oktober, im Jahr des Herrn 1806, der Kaiser zum erstenmal seine Adler in der Stadt Friedrich des Grossen aufgepflanzt hat!«

Sie waren alle wie Ein Mann aufgestanden und hatten das Glas erhoben. »Es lebe der Kaiser,« riefen sie; »hoch der Sieger über Preussen!«

Der Gouverneur von Paris sah hastig den Brief durch. Seine Miene hellte sich immer mehr zu einem stolzen und übermüthigen Lächeln auf, während er seines Freundes Duroc kurze und flüchtige Schilderung des Krieges von der Schlacht bei Jena am 14. Oktober an bis zum Einzug in Berlin durchlas; — es lagen nur zwölf Tage dazwischen, doch jeden Tag bezeichnete ein neuer Sieg.

Murmelnd, fast unhörbar, wiederholte er halblaut des Briefes letzten Absatz: »Der Kaiser ist zufrieden . . . Berthier sehnt sich nach Paris« . . . Er zerknitterte plötzlich das Papier in der einen Hand und die andere führte er mit dem Ausdruck bitteren Schmerzes an die Stirn:

»Und ich! — Ich bin nicht dabei! Ich allein darf nicht dabei sein!«

Sein Gesicht war roth vor zurückgehaltener Rührung; seine Augen waren voll von Thränen. Er wandte sich an seine Frau, die gleich, als sie den Courier erblickte, aufgestanden und zu ihm gegangen war, und in seinem plötzlich überströmenden, naiv ungezügelter Schmerz wiederholte er klagend, klanglos:

»Ich allein darf nicht bei ihm sein!«

Madame Junot warf einen raschen Blick auf ihre Gäste. Sie drückte ihrem Mann kräftig die Hand und wendete sich zu Prinzessin Caroline.

»Sind Sie nicht stolz, Madame, zu sehen, wie tief Ihr Bruder geliebt wird? Niemals hat Junot dem Kaiser ein grösseres Opfer gebracht als da er einwilligte, während dieses Feldzugs daheim zu bleiben.«

Die Prinzessin lächelte; sie legte ihre Hand auf Madame Junots Arm.

»Seien Sie überzeugt, dass eine solche Ergebenheit für unsere Familie eine stolze Belohnung finden wird.«

Madame Junot lächelte auch. Einen Moment sahen die beiden Frauen einander starr in die Augen. In Madame Junots Antlitz sass das Lächeln noch, stereotyp wie eine Maske, als sie zu ihrem Platz neben Montbreton zurück kehrte.

Nach Tisch versammelte die Gesellschaft sich im grossen Salon. Es war das ein sehr grosses Gemach, fast eine Gallerie, die durch zwei Reihen schlanker Marmorpfeiler, zwischen denen kandelabertragende Statuen standen, in drei Abtheilungen getheilt war. Ganz links stand das Billard, — die Abtheilung rechts hatte man als Musiksaal eingerichtet, und die Mitte diente als eigentlicher Empfangssalon. Durch eine imponierende Reihe von Fenstern hatte man die Aussicht auf den inneren Park, — über die Rasenfläche, die gerade gegenüber durch den Fluss und den Pavillon »Rendez-vous«, auf den Seiten durch zwei unendliche, schnurgerade Alleen begrenzt war.

Madame Junot sang mit dem Opernsänger Nicolo Isouard ein Duo aus Fioravantis »Camilla«. Geschah es der Prinzessin zu Gefallen, so war es verschwendete Mühe; sie sass die ganze Zeit über in einer Fensternische und liess sich von Junot aufwarten, der in einer sentimentalen Pose ihr gegenüber an einen Pfeiler lehnte. Prinzessin Caroline war nicht besonders musikalisch; sie sprach gern von Musik, sang auch ein wenig, da es modern war, doch fast nur aus Artigkeit hörte ihr irgendwer zu. Heute abend verbarg sie nicht, dass sie mehr Interesse für das Gespräch

hatte. Doch klatschte sie eifrig in die Hände, als das Duett endigte.

»Ja, nicht wahr, meine Frau hat eine prächtige Stimme!« sagte Junot froh.

»Herrlich! Wie eine Italienerin!« antwortete die Prinzessin und erhob sich, um Madame Junot zu umarmen.

Die Gesellschaft umringte den Hausherrn und bat ihn um ein Lied. Der Gouverneur von Paris liess sich gern hören; er wusste seine Stimme mehr als gewöhnlich sonor und frisch, biegsam und ausdrucksvoll. Heute abend brauchte man nicht lang zu bitten.

»Doch nur ein Lied. Heute kann ich nur ein einziges Lied singen.« Und leidenschaftlich, leicht gerührt wie er war, füllten seine Augen sich mit Thränen, als er begann:

*»Allons, enfants de la patrie,
Le jour de gloire est arrivé«*

Seine ehrliche Rührung steckte die anderen an. Die Damen wiegten die Köpfe und flüsterten gefühlvoll die patriotischen Worte nach. Und vor den Blicken der Männer, welcher Partei sie auch angehören mochten, schwebten ehrenvolle Bilder von Kampf und Sieg. Die Marseillaise, das war immer noch die Sprache des Volks der grossen Revolution, der vierzehn Armeen, die in Lumpen, ohne Brod, die Feinde von den Grenzen Frankreichs vertrieben hatten. Und sie wussten alle, dass das stolze Gelübde von 1792 nun erfüllt war, hundertfach erfüllt. Der »Tag der Ehre« war für Frankreich erschienen.

II

»Il est impossible de rien imaginer de plus joli, de plus vif, de plus aimable, de plus saillant que ne l'était cette jeune dame, vêtue avec une élégance, une fraîcheur qui cadrerait si parfaitement avec tout ce que la nature avait mis de coquetterie, de luxe à la former. Elle était charmante« . . .

*Mémoires du Baron Thiébault
(de Mme Junot).*

»Sur les quatre mois que je demeurais à Paris, j'en passais deux à m'étonner en voyant des gens raisonnables se laisser dominer par les hochets que la petite main de l'Empereur leur jetait au visage.«

Mme Junot (1806).

Die Wohnung des Gouverneurs in Schloss Raincy war fürstlich. Er hatte das Gut kürzlich von Ouvrard gekauft, in dessen Hand es nach der Revolution endlich gelangt war und der weder Geld noch Sorge gespart hatte, um es zu restaurieren und seines alten Namens würdig zu machen. Madame Junot hatte stets für diesen stolzen, alten Bau eine grosse Vorliebe gehabt; sie hatte das zufällig einmal geäussert und ein paar Tage später lud sie der General, ihr Mann, zu einer Jagd nach Raincy ein. »Ouvrard hat mir erlaubt, Damhirsche zu jagen; hast Du Lust, mich zu begleiten?«

Madame Junot liess Hut und Shawl holen und bald eilte im Sonnenschein des klaren Septembertages das leichte Cabriolet durch die Gassen von Paris ostwärts auf dem Weg nach Strassburg dahin. Der General kutschierte selbst; die beiden waren allein im Wagen. Unter dem gelben, sonn-

gefleckten Laub der Herbstwälder suchte seine Hand oft die kleinen braunen Finger, die in den kunstfertig ausgeschlungenen Halbhandschuhen still auf den Shawl ruhten, und ebenso oft beugte er sich vor, um in die klaren, dunklen Augen unter dem grossen Bindhut zu gucken, die von einem langen, halb vorgezogenen Spitzenschleier beschattet waren. Sie sagten einander nicht viele Worte, allein sein zärtlicher, strahlender Blick lachte sie an und an dem heiteren Zug um den Mund merkte sie, dass er heitere Gedanken dachte. Das genügte ihr.

Nun fuhren sie in den Burghof von Raincy. Junot hob seine junge Frau vom Wagen und trug sie die Treppen hinauf. Im königlichen Speisesaal stand das Frühstück, wie auf einen Teppich leuchtender Herbstblumen auf Sèvresporcellan und Silber angerichtet.

»Aber das ist ja geradezu wie in einem Feenmärchen, mein Freund! Ist es ein verzaubertes Schloss, in das Du mich führst?«

Junot lächelte. Er nahm den Kaschmirshawl von den nackten Schultern und löste unter dem kleinen, runden Kinn des Hutes weisseidenes Band. Noch hatten sie keinen anderen Diener gesehen als den Stallknecht, der ihren Wagen empfing.

»*Madame la Gouvernante de Paris*«, — Junot nahm feierlich ihre Hand in seine und betrachtete seine Frau mit heiteren Augen, — »wie, glaubst Du, würde ein getrüffelt Huhn von le Mans und ein Glas Champagner nun schmecken?«

»Lass uns das Huhn theilen und trinke Du den Champagner. Uebrigens könnte ich in diesem Feenschloss ganz gut von Sonnenschein und Schönheit leben.«

Er zeigte ihr das ganze Haus: den prächtigen, dreitheiligen Salon, den antik grossartigen Badesaal, die Bibliothek, das runde Boudoir in dem einen Thurm, das ganz mit lichter, fast silberschimmernder lila Seide bekleidet war und

längs der Wände schlanke, graue Marmorpilaster hatte, die abwechselnd mit Tauben und Adlern in Silber gekrönt waren. Er nahm sie an der Hand und führte sie zum Fenster: da lag der meilenweite, jahrhundertalte Park, in dem das edelste Wild von Frankreich äste; dort glitt der launisch sich schlängelnde Bach zwischen Blumengruppen und grünen Wiesen dahin . . .

»Sag mir, Laure, — wie findest Du Raincy?«

Madame Junot seufzte: »Ich habe es schon einmal gesagt: es ist ein Feenschloss, ein Heim für einen Prinzen und eine Dryade.«

Sie sah zu ihm auf; seine grossen, zärtlichen Augen waren ein wenig feucht und strahlend in schelmischer Innigkeit. Er schwieg ein bischen, indem er fortfuhr sie zu betrachten, und das Lächeln seiner Lippen wurde noch heller; — dann brach er plötzlich aus:

»Es gehört Dir. Raincy ist Dein. Ich schenke es Dir!«

Und so wurde das alte Schloss Raincy das Heim für ihr junges Glück, ihre stolzen Pläne und ihre ehrgeizigen Träume. Anfangs Oktober zogen sie alle miteinander hinaus. Junots alte Mutter, seine Schwester und sein Schwager, die immer bei ihm wohnten, die Kinder, die englische Gouvernante und der ganze grosse Staat von Verwandten, Gästen und Dienern, mit denen Madame Junot sich zu umgeben liebte.

Es war das eine von den vielen aristokratischen und kostspieligen Gewohnheiten, welche die junge Frau des Gouverneurs besass. Sie war auch eine von den Damen des Hofes, die am meisten auf ihre Toiletten verwendete, — und diese waren auch berühmt. Mit grosser Kunst verstand sie es, die tiefen, starken Farben der Mode in innige Harmonie zu setzen mit ihrer braunen Haut, ihren feurigen, dunklen Augen, ihrer feinen, sylphidenhaften Gestalt, die nun, da sie kürzlich zwei und zwanzig Jahre alt

geworden, die frische Fülle eines reifen Weibes hatte. Sie war von seltener Grazie, und im Tanz, einem Vergnügen, dem sie sich mit Passion hingab, besass sie die Geschmeidigkeit, die bezaubernde, kühne und feurige Hingabe einer spanischen Zigeunerin. »Sie tanzt wie eine Bajadere, die sich als Schlossherrin verkleidet hat,« sagte einmal, auf einem grossen Ball im Hôtel de Ville, der Kaiser von ihr.

Sie war eine feine und starke Natur, zäh und unbeugsam, doch mit etwas Ungleichem, Unfolgerichtigem, Unberechenbarem, das jeden Augenblick an ihren eigenthümlichen Ursprung erinnerte. Sie besass die Gabe zu verwundern, zu blenden, die Idee von etwas Ungeahntem, Ungekanntem, bloss ihr Eigenthümlichem zu erwecken, und das nur durch ein plötzliches Aufschlagen ihrer grossen Augen, nur durch eine Geste, ein Beugen des Hauptes oder eine Bewegung ihres geschmeidigen Körpers. Sie galt im Allgemeinen — und mit Fug — als hochmüthig und selbstbewusst; denn trotz ihrer untadeligen formellen Artigkeit, ihrer wohlerzogenen gesellschaftlichen Unterordnung, hatte sie ihrer Mutter, des ganzen griechischen Kaisergeschlechtes natürliche, nachlässige Ueberlegenheit geerbt. Wie in den Adern der Bonaparte, floss in den ihrigen selbtherrliches Fürstenblut; wie diese hatte ihre Familie durch Jahrhunderte das unabhängige Korsika zur Amme gehabt. Sie konnte auch, trotz ihrem anerzogenen, aristokratisch unbewussten Gehorsam für Formen und Ceremonien, doch niemals zu einer rechten Hofdame geformt und gemodelt werden. Und ihre immer wache Kritik, ihre Ironie, die sich durch nichts imponieren liess, machten die Umwandlung noch schwieriger. Sie war, wie der Kaiser zu sagen pflegte, der, trotz seines beständigen Tadels für diese Seele aus Feuer und Stahl, geschmeidig und unbeugsam wie seine eigene, eine gewisse Sympathie besass, — ein kleiner Teufel, »une petite peste«, eine unverbesserliche Frondeuse.

Treu ihrem orientalisch-französischen Ursprung liebte

sie die Pracht, — doch nicht die anbefohlene, die officielle Pracht des Hofes, — den »Tricolorestil«, wie sie sie manchmal so unehrerbietig bezeichnete, sondern den gediegenen, phantastischen, geschmackvollen, verschwenderischen Luxus, den sie schon als Kind in ihrem reichen Elternhause kennen gelernt hatte und der ihr seither zum Lebensbedürfnis geworden war. So wenig wie Junot verstand sie es zu sparen; sie warf das Geld mit beiden Händen hinaus, und ihre Juwelen, behauptete man, konnten sich sogar mit jenen der Kaiserin messen.

Sie war froh und zufrieden über die hohe Stellung, die ihr Mann in diesem Augenblick bei Napoleon einnahm; doch sah sie dies mehr als eine ganz natürliche, gerechte Belohnung denn als irgend eine besondere Gnade an. Sie begriff nämlich sehr genau, dass es keinen General gab, dem der Kaiser so ruhig seine Hauptstadt anvertrauen konnte als eben Junot. Während er 1800—1803 Commandant von Paris gewesen, hatte er es verstanden, sich bei den Einwohnern der Stadt zugleich so beliebt und gefürchtet zu machen, dass man ganz leicht errieth, die Unzufriedenheit und die Unruhen während der Abwesenheit des Kaisers und der Krisis von 1805 hätten niemals Platz gegriffen, wenn er immer noch der Befehlshaber von Paris gewesen wäre. Daher war es auch ganz natürlich, dass Napoleon ihn auf diesen Posten zurückberufen, — es lag das ja bloss in seinem eigenen Interesse, — und ihm einen noch grösseren Machtumfang verliehen hatte, als er schon vorher besessen.

Die Zeit unmittelbar vor Errichtung des Kaiserthums und der Krönung hatte Madame Junot mit ihrem Mann im Lager von Boulogne zugebracht. Gleich um Neujahr 1805 wurde Junot zum Gesandten in Portugal ernannt und blieb da bis zur Schlacht von Austerlitz. Der Kaiser hatte ihm nämlich heilig versprechen müssen, imfall der Krieg von neuem ausbräche, ihn sofort zu seiner Person zurück-

zuberufen. Denn von allen den stolzen Titeln, die Junot um diese Zeit führte: »*Grand-Officier de l'Empire, Colonel-Général des Hussards, Ambassadeur extraordinaire à la Cour de Lisbonne*«, legte er am meisten Wert doch auf den einen, welchen er allzeit, seit 1793, beibehalten: Napoleons *erster* Adjutant zu sein.

Während der Anfangsmonate des Jahres 1806 hatte der Kaiser Junot als Generalgouverneur von Parma und Piacenza im Ausland zurückgehalten, und seine Frau hatte die Rückreise von Lissabon allein machen müssen. Der Kaiser hatte sie sehr gut aufgenommen, mit Auszeichnung von ihrem Mann gesprochen, über die neuerworbenen Hofmanieren seiner zwanzigjährigen Gesandtin gescherzt (*Voyez, Joséphine, comme elle fait bien maintenant la révérence!*) und sie gleich zur Hofdame bei *Madame Mère* gemacht, die, in ihrer neuen Stellung als kaiserliche und königliche Prinzessin noch nicht ganz heimisch, selbst darum gebeten hatte. »Madame Junot kenne ich; sie ist ja fast wie mein eigenes Kind,« hatte sie gesagt.

Die paar ersten Monate, die Madame Junot in Paris zubrachte, nachdem sie ein Jahr im Ausland gewesen, wendete sie, wie sie ihrem Mann nach Parma schrieb, dazu an, sich immerfort zu verwundern. Sie erkannte ihre Umgebung nicht wieder; die Monarchie mit all ihren Institutionen war in diesem Jahr (1805) mit Riesenkraft in die Höhe geschossen, und während man bis 1804 nur Napoleons Person gesehen, — es war gleichgiltig, ob man ihn Erster Konsul oder Kaiser der Franzosen nannte, — begann man nun deutlich die Contouren seines Systems wahrzunehmen. Die Rangklassen, welche, als sie die Tuilerien verliess, erst leicht skizziert gewesen, umgaben nun geordnet, in feste Reihen gruppiert, den Thron; die Etikette des Hofes hatte sich ebenso stark und unbeugsam gross gewachsen wie unter Ludwig XIV. selbst; der Luxus, der bisher im Schutz der republikanischen Institutionen noch etwas von der eigen-

willigen und naiven Grazie des Direktoriums bewahrt hatte, war plötzlich officiell geworden, regelrecht und »autorisiert«, wie alles Uebrige. Die alten Titulaturen waren wieder in Gebrauch gekommen; man datierte seine Briefe nach dem gregorianischen Kalender und bei den grossen Festen im Marschallsaal und in der Dianagalerie unterhielt man sich nicht mehr; — man liess sich unterhalten.

Madame Junot sperrte ihre grossen Augen auf und musste sich in ihre rasche Zunge beissen, als sie zum erstenmal mit den neuen Hofdamen und Kammerherren zusammentraf. Waren das wirklich dieselben Leute, die sie so oft in den Salons des Faubourg St. Germain über den rastlosen Korsikaner mit den revolutionären Siebenmeilenstiefeln hatte spotten hören? Waren das dieselben, die sich zu rühmen pflegten, dass sie, wenn sie Madame Bonaparte im rez-de-chaussée besuchten, keinen Fuss in die Wohnung des Generals setzten? Ja wohl; es waren dieselben; sie erkannte die Namen, die Gesichter; nur den Ausdruck der Gesichter erkannte sie nicht.

Oder diese junge Herren, die so zierlich in den Costume-quadrillen mitwirkten, welche die Prinzessin Louis und die Grossherzogin von Berg anführten; waren das wirklich die gleichen, die sie, mit der Toga drapiert, einander ernsthaft hatte Brutus und Torquatus nennen hören? Ach, Clichy lag nicht so weit von den Tuilerien wie Rom von Paris!

Sie vergass niemals das erste officiële Fest, dem sie nach ihrer Rückkehr aus Lissabon beiwohnte. Es war ein grosser, feierlicher »cercle« mit Concert und Ball, den der Kaiser in der *Salle des Maréchaux* aus Anlass der Wahl des Prinzen Louis zum König von Holland gab. Früher conversierte man in den Tuilerien wie in jedem anderen Pariser Salon; sogar auf den grossen, zusammengewürfelten Quintidi-Mittagstafeln hatte noch der Wiederschein des heiteren, zwanglosen »esprit« der Zeiten des »ancien régime« geruht; aber nun! Als sie an diesem Abend in der vorgeschriebenen

Galatoilette, mit Hofmantel und »chérusque« aus steifen, gezackten Goldspitzen feierlich ihren Platz in dem Halbkreis von Damen einnahm, die den Saal einsäumten, war keine Rede davon, an die Nachbarn eine scherzhafte Bemerkung zu richten. Die Damen sassen still wie in der Kirche während der Messe, und hinter ihren Stühlen oder reihenweise längs der Wände standen die Herren und erwarteten stumm die Ankunft der Majestäten. Die Kaiserin Joséphine schritt, gefolgt von ihrer Suite, schweigend herein, grüsste anmuthig und feierlich und nahm ebenso schweigend ihren Platz auf dem Thron ein, während die Stille, nur unterbrochen vom leichten Geraschel der Seide und dem Auf- und Zuschlagen der Fächer, sich von neuem über den Saal ausbreitete.

Madame Junot konnte sich nicht verhehlen, dass sie mit einer gewissen Neugier dem Eintreten des Kaisers entgegensah. Die wenigenmale, die sie ihn seit ihrer Heimkunft getroffen, hatte es ihr bedünkt, dass er allein von allen fortfuhr zu sein, der er gewesen, — unverändert der Gleiche, — mit der gleichen, einfachen Gardeuniform, die sie ihn immerfort seit dem 18. Brumaire hatte tragen sehen, mit der gleich nachlässigen, bald gutmüthigen, bald herrischen und ironisch überlegenen Art, die sie an ihm so wohl gekannt, als er noch ein junger Lieutenant, als er General, als er Erster Konsul gewesen. Nur ein bischen dicker war er geworden, — das kleidete ihn, — und seine Haut war nicht mehr gelb; sie hatte nun des Marmors matte Blässe.

Endlich hörte man drei vorbereitende Trommelwirbel draussen. Der Huissier schlug beide Thürflügel auf:

»Der Kaiser!«

Alles erhob sich wie ein Mann. Napoleon kam unter Vortritt des ersten Palastpräfecten mit einem grossen Gefolge hastig herein. Sein Schritt hatte die gleiche unruhige, nervöse Elasticität wie sonst, und Madame Junot schien es, als wolle er in seiner Ungeduld sich über den Thron

stürzen, als er auf denselben zuing. Er war diesen Abend in Galatracht: Frack und Kniehosen aus weisser Seide mit Goldstickerei, Spitzenjabot, darunter das Grosscordon der Ehrenlegion in Diamanten und eine breite Schärpe an der Seite. Ueber die eine Schulter hing der kurze, weite Purpurmantel, dicht übersät mit goldenen Bienen, und innen auf dem ausgeschlagenen weissen Seidenfutter strahlte ein ungeheueres, lorbeerumkränztcs N in Gold und Juwelen. In der Hand trug er ein Henri-quatre-Barett mit Diamantagraffe und gewaltigen Federn, die nahezu die Erde streiften. Die Herren seiner Suite — Madame Junot kannte fast alle — trugen ähnliche Kleider, nur in ungleichen Farben, aber alle hatten sie die weissen Seidenstrümpfe und Schnallenschuhe und trugen die federgeschmückten Hüte in der Hand.

Sie sah den Kaiser mit dem jungen Molé reden und mit dem Vicomte de Laval-Montmorency, der kürzlich zum Gouverneur von Compiègne ernannt worden. Madame Junot folgte ihm mit den Augen und plötzlich, über diesem ganzen Meer von Köpfen, das sie trennte, begegnete Napoleon flüchtig dem Blick seiner Jugendfreundin. Zu gleicher Zeit, unfreiwillig, mussten sie beide lächeln; — der Kaiser wandte sich ab, fuhr sich mit der kleinen weissen Hand unmerklich über das Kinn und zeichnete dann die neu ernannte Palastdame im Hofstaat Ihrer Majestät, die Herzogin von Luynes-Chevreuse durch ein paar gnädige Worte aus.

III

*»L'homme que j'aime et que j'admire
à l'égal de Dieu — si ce n'est plus« . . .*

Le Général Junot

(de Bonaparte, en Egypte, an VII).

»Elle était fort élégante, ouvrait toujours le bal avec le gouverneur de Paris, jouait au whist avec le gouverneur de Paris, recevait seul, de préférence à tout autre, le gouverneur de Paris. Enfin ce pauvre gouverneur de Paris, qui n'était pas un ange« . . .

Mme Junot (Mémoires).

O bwohl die Wintersaison 1806—7, besonders nach den unaufhörlichen, eclatanten Siegen der Armee, mehr als glänzend zu werden versprach, waren doch die ersten Monate vor Weihnachten nicht besonders lebhaft. Theils vermisste man natürlich den Generalstab und die jungen Gardeofficiere, die nun mit dem Kaiser in Berlin lagen, theils wollten die Vergnügungen nicht recht in Gang kommen, ehe die Kaiserin ihre Residenz in Mainz wieder mit den Tuilerien vertauschte. Allerdings hatte sich die Gesellschaft durch einen glänzenden Kreis fremder Botschafter — Europa hatte seine intelligentesten, gewinnendsten Diplomaten an den Hof des neuen Cäsar geschickt — und durch den täglich grösser werdenden Hofstaat erweitert, der unter seine Mitglieder nun Sprösslinge der ältesten und vornehmsten Geschlechter zählte; dazu hatte man eine junge, lebensfrohe *gouvernante* von Paris, die selbst gern ihre reichen Quellen sprudeln liess und überdiess wusste, dass

sie nur den Wunsch des Herrschers erfüllte, wenn sie so verschwenderisch wie möglich die »honneurs« seiner Hauptstadt machte; aber da man die Tuilerien als Mittelpunkt und Versammlungsstelle vermisste, so theilte sich die Gesellschaft bald in Fraktionen und Coterien. Die Königin von Neapel lebte still und eingezogen im Luxembourg, und weder die Prinzessin Borghese noch die Grossherzogin von Berg, die doch in ihrem Palast Elysée-Napoléon wie eine kleine Herrscherin Hof hielt, hatten genug Autorität und Ueberlegenheit, um diese zersplitterten Elemente zu vereinen und zu neutralisieren.

Indessen tanzte man in den Herbstmonaten doch ein gut Theil, — sowohl im Faubourg St. Germain, wo der Herzog von Luynes allabendlich bis um fünf Uhr morgens offenes Haus hielt, als in der eigentlichen Hofgesellschaft. Und — das liess sich nicht läugnen — man unterhielt sich sogar mehr auf diese Art, jeder für sich und ganz ohne Controle, als in den »*grandes cohues*« der Tuilerien, wo der Kaiser mit seinem Lieblingsplan, dem »Verschmelzungssystem«, experimentierte.

Madame Junot hatte sich noch nicht entschliessen können, Raincy zu verlassen; sie machte alle möglichen Schwierigkeiten, so oft von einer Uebersiedlung nach Paris die Rede war. Das Hôtel in den Champs-Élysées stand bereit, sie aufzunehmen; alle anderen Menschen waren vor dem Winter in die Stadt gezogen; der General klagte, dass er zweimal des Tags die Reise von Paris nach Raincy machen müsse; — sie fand beständig neue Gründe, um zu bleiben, wo sie war.

Denn sie wusste, dass dies Heim ausserhalb Paris eine ihrer vornehmsten, tauglichsten Waffen im Kampf gegen die hohe Dame war, welche alles that, damit General Junot sich gewöhne, seine Zeit im Palais Elysée zu verbringen.

Diese in der letzten Zeit so auffallende Intimität zwischen dem Gouverneur von Paris und der Grossherzogin

von Berg war, trotz ihrer langen Bekanntschaft, nicht besonders alten Datums. Sie hatte ungefähr erst zu der Zeit begonnen, als die Majestäten Paris verliessen und da ganz hastig Dimensionen angenommen, welche . . . Ja, am Hofe sprach man in dieser verhältnismässig toten Saison kaum von etwas anderem.

Junot galt, und das mit Recht, für einen der stattlichsten Männer der Armee. Er war nun etwa fünf und dreissig Jahre alt, hochgewachsen, geschmeidig und stark, — er sah aus wie der tüchtige Reiter und unerschrockene Husarenchef, der er war. Sein Haar war dunkelblond, reich gelockt, und über die Schläfe bis zur Wange hinab streckte sich eine lange, breite Säbelschmarre, die den kriegerisch männlichen, etwas strengen Ausdruck seines schönen Gesichtes noch erhöhte. Seine grossen, wohlgeschnittenen Augen unter der offenen, sonnverbrannten Stirn waren dunkelblau, mit etwas Schwärmerischem, Concentriertem, intensiv Fanatischem im Blick, und oft so wunderbar scharf und leuchtend klar, dass man es kaum vertrug, ihnen zu begegnen. Der Mund war gross, ausdrucksvoll, bartlos, wie es die Mode gebot, mit einem Zug von Schwermuth und Energie, der manchenmal zu Härte werde konnte. Es kleidete ihn, zu lächeln, was er auch oft that. Doch es konnte in dies Gesicht, wenn es von Enthusiasmus, Zärtlichkeit, Zorn oder Schmerz ergriffen wurde, ein Ausdruck kommen, so eigenthümlich vibrierend, heftig oder sehnsüchtig leidenschaftlich, dass derjenige, mit dem er sprach, sich fast unwillkürlich von der gleichen Stimmung ergriffen fühlte. Im Ganzen hatte er eine ungewöhnliche Fähigkeit, sich mit Menschen in geistige Verbindung zu setzen, seiner Umgebung seine eigene Entzückung, Freude, Schmerzen oder Indignation mitzutheilen, sie förmlich anzustecken. Darum war er so unschätzbar als Anführer, wenn es galt, den Muth der Soldaten in Flammen zu setzen und sie ins Feuer zu treiben. Dass Napoleon

dies erkannt hatte, bewiesen die vielen, gefährlichen Wunden, deren Narben Junots Körper schmückten.

Er war bekannt als ausgezeichnete Kamerad, offen, munter, freundestreu und verlässlich, als guter, aber heftiger und viel fordernder Herr, und er besass eine Macht über Frauen, die oft den Neid der anderen Männer weckte. Es war in seiner ganzen Natur und Erscheinung etwas Unwiderstehliches, Leidenschaftliches, unbändig Gewaltsames und Bezwingendes, dass man den Namen begriff, den ihm die Kameraden gleich bei seinem Eintritt in das Heer gegeben hatten: *la Tempête*.

Mit der ganzen Gluth seiner passionierten Seele hatte er sich an Napoleon gehängt. In den düsteren Jahren 94—95, zwischen dem Fall von Toulon und dem 13. Vendemiaire, als der junge General Bonaparte so bitter durch die Unthätigkeit litt und durch die Namenlosigkeit, zu der, wie es schien, die Durchschnittsmenschen des Convents ihn für ewig verdammen wollten, schloss sich Junot, der schon damals sein erster Adjutant war, ihm wie ein Bruder an, und verflocht unaufhörlich sein Schicksal mit dem seinen. Er theilte treulich mit seinem General jeden Schilling, den seine recht wohlhabenden Eltern ihm schickten, überliess Bonaparte, der fraglos der sparsamere war und die gemeinsame magere Kasse verwaltete, zwei Drittel der Summe, während er seinen eigenen Antheil zu gemeinsamem Nutzen kühn im Spielhaus wagte. Er schrieb die Briefe seines Freundes, lauschte ihm geduldig stundenweise und glaubte blind an dessen abenteuerliche Zukunftsbilder und kecke Pläne, ja, als Bonaparte vom Convent eingesperrt wurde, erbot er sich verzweifelt, ihn entweder mit Aufopferung seines Lebens zu retten oder sein Gefängnis zu theilen. Kurz gesagt, er liebte ihn mit dem leidenschaftlichen, uneigennützigen und abgöttischen Gefühl seiner drei und zwanzig Jahre, welches der Zeitgeist mit einem Ton von Sentimentalität färbte; er widmete ihm einen Kultus als Genie

und Wesen für sich, ehe die übrige Welt auch nur ahnte, es könne etwas Merkwürdiges sein an diesem mageren, hochmüthigen Korsikaner mit den scharfen, hungrigen Augen, dem ungeordneten Haar und den ungewichsten Stiefeln. Bonaparte nahm seine Dienste ruhig entgegen und vergalt seine Freundschaft aufrichtig, — immer mit dem Anstrich von Ueberlegenheit, der ihm angeboren war, und den ihm zum Vorwurf zu machen schon damals keinem der ihm Nahestehenden auch nur einfiel. Junot war sein Vertrauter und der »Herzensfreund« (wie es damals hiess) in Paris, in Italien und Aegypten, sein Helfer und Vertrauensmann unter dem Konsulat und dem Kaiserthum, und, trotzdem Napoleon niemals hoch von den Menschen dachte und sich selten Illusionen hingab, — an Junot zu zweifeln fiel ihm niemals auch nur einen Augenblick ein. Er baute auf ihn wie auf sich selbst.

Junots Stellung bei Napoleon hatte schon frühzeitig eine intime und vertrauliche Bekanntschaft mit der Familie Bonaparte mit sich gebracht. Madame Lätitia nahm sich seiner an, als ob sie seine Mutter gewesen, und als er, gleich nachdem Pauline herangewachsen, sich heftig in sie verliebte, hatte sich der Bruder dieser Partie widersetzt, bloss weil, wie er sagte, keines von ihnen doch die allgeringsten »Aussichten« hatte, und das Ganze nothwendig zu Armuth und Elend führen musste. Caroline hatte er als kleines Mädchen oft gesehen, und später zeitweise täglich, da sie, vor seiner Verheirathung mit Mademoiselle Permon, mit dieser eng liiert war. Als Junot in den drei ersten Jahren des Konsulats Kommandant von Paris war und die Murats im Hôtel Thélusson wohnten, waren die beiden Familien immer beisammen gewesen. Caroline war damals noch stark in ihren Mann verliebt und so in Anspruch genommen von ihrem jungen Glück, dass sie nicht einmal aus Eitelkeit neue Eroberungen zu machen versuchte. Fast jeden zweiten Abend tanzte sie mit General Junot auf den improvisierten

Bällen zu Malmaison oder in den Tuileries, fand sogar zumeist mehr Vergnügen in seiner Gesellschaft als in der der übrigen jungen Officiere, welche die »Generalstabsfamilie« ihres Mannes bildeten, aber es fiel ihr nie mit einem Gedanken ein, sich in ihn zu verlieben. In ihrer Kindheit hatte sie ihn naiv als etwas wie das Eigenthum »Paulette's« betrachtet, und nun, da er verheiratet war und so verliebt in Laurette ... Nein, das fiel ihr wirklich nicht ein — zu jener Zeit!

Aber da geschah es, — es war gleich nach Junots Rückkunft aus Parma, — dass der Gouverneur von Paris eines Abends ohne seine Gemahlin Ihrer kaiserlichen Hoheit im Palais Elysée seine unterthänigste Aufwartung machte. Wie die meisten der tonangebenden Damen jener Zeit, hielt sie auch fast jeden Abend offenes Haus, und es waren eine Menge Menschen zugegen. Ein wenig müde von ihren Hausfrauen- und Fürstenpflichten, in die sie noch nicht vollkommen eingeübt war, hatte die Prinzessin einen Moment, nur von ihren Intimsten umgeben, sich in ihr Kabinet zurückgezogen und hörte schweigend, wie die Anderen, die glühende Schilderung einer Episode des Krieges in Mähren an, mit der General Junot in seiner lebendigen, beredten Art die Gesellschaft unterhielt. Der Lichtschein des grossen Kronleuchters und der hohen Kandelaber hinter ihm beleuchtete scharf die stattliche Figur und das schöne, männliche Gesicht des Gouverneurs von Paris, der, an den Marmorkamin gelehnt, mit südländischen Gesten und feurigen, starken Worten die Geschichte von der Tapferkeit seiner Rekruten erzählte, welche seine eigene so prächtig in Relief setzte. Caroline hörte nicht so genau, was er sagte, aber ihr Blick verliess ihn nicht einen Moment. Das Licht glitt blank und vergoldend über sein lockiges Blondhaar und legte Glanz auf seine warmbraune Haut mit der kreideweissen Narbe an der Schläfe. Wie stolz und keck trug er den Kopf, rückwärtsgeworfen in die

prächtige Rauchwerkverbrämung seines Husarenpelzes, die Hand kühn an der Hüfte, über dem Wehrgehenk. »Ein Ritter, ein Bayard!« dachte die Prinzessin.

Sie erhob sich im Augenblick, wie Junot seine heroisch-sentimentale Anekdote schloss, und, das schöne Haupt zurückgebeugt, die dunklen Augen vor Enthusiasmus flammend, ging sie zu ihm und ergriff seine Hand.

»Des Kaisers Schwester hat leider keinen Lorbeerkrantz für den tapfersten seiner Generäle,« sagte sie mit jener fürstlichen, souverän repräsentierenden Würde, die sie so leicht annehmen konnte; »aber — wissen Sie, wie eine französische Dame einen tapferen Krieger noch anders belohnt?«

Junot machte erst grosse Augen, dann lächelte er und verbeugte sich mit der Hand auf dem Herzen.

»Madame, — ein französischer Soldat begehrt nur einen Lohn.« . . .

Er beugte ritterlich ein Knie, und mit dem stolzen, zärtlichen Lächeln, welches schwach an das ihrers Bruders erinnerte, legte Prinzessin Caroline beide Hände auf seine Schultern und drückte ihre Lippen auf seine Stirn, — gerade auf die Narbe an der linken Schläfe. Er fühlte, wie sie sich ein bischen schwer an ihn lehnte und es fasste ihn die plötzliche Lust, diesen geschmeidigen, warmen, üppigen Körper in seine Arme zu ziehen, doch er bezwang sich, — es war des Kaisers Schwester! — lächelte bloss und sah ihr in die Augen.

Sie erröthete ein wenig und sagte laut, mit grossem Aplomb:

»Sie haben von nun an das Recht, meine Farben zu tragen, Herr Gouverneur von Paris,« — sie riss sich rasch die rosenrothe Bandrosette von ihrem Gürtel, — »Sie wissen, ich bin Paris' eigene Prinzessin.«

Auf keinen der Anwesenden machte diese kleine Scene einen tieferen Eindruck. Es war nur in Ordnung, dass ein

Weib von einer kühnen Waffenthat zu Begeisterung hingerissen wurde, und der Geschmack der Zeit forderte »Scenen«. Der Kuss war das allergeringste; — es gab nicht einen Cavalier, der nicht mindestens in einem Pfänderspiel in aller Zucht und Ehre seine weiblichen Bekannten durchgeküsst hatte; — ein Kuss auf die Stirn, das bedeutete nicht mehr als ein Händedruck oder ein Tanz, kaum so viel. Wichtiger war, dass Junot die »Farben« der Prinzessin tragen durfte. Nach der Krönung war die Mode vom Antiken ins entschieden Feudalritterliche umgeschlagen, ins Mittelalterliche, Troubadourhafte; es gab keinen Offizier in der Armee des Kaisers, der nicht mit einem Bandende oder ein paar Spitzenstümpfchen am Degen gehenk oder unter seinem Federbusch herumstolzierte. Die Prinzessin hatte übrigens schon eine kleine Cohorte von »Rittern«; rundum in der Garde zeigten die jungen Herren einander unter sentimentalen Geständnissen, denen manchenmal blutige Duelle folgten, rosenfarbige Embleme, die sie in ein oder dem anderen stimmungsvollen Augenblick von der gleichen erhabenen Hand bekommen hatten.

Aber Junot hatte der Prinzessin heisse Lippen auf seiner Haut zittern gefühlt; — er ahnte, dass nicht bloss wegen seiner Tapferkeit (die er übrigens in seiner Geschichte gar nicht zur Schau gestellt hatte) Ihre kaiserliche Hoheit ihm eine so grosse Ehre erwiesen. Er lächelte vor sich hin, als er spät nachts über die Treppen des Elysée hinabstieg, — er war in dieser Richtung an recht leichte Siege gewöhnt, — und als er heimkam, erzählte er ohne besondere Feierlichkeit die ganze Geschichte seiner Frau.

Madame Junot nahm das nicht ganz ebenso heiter. Nicht um des Kusses willen, — das fiel ihr gar nicht ein! — aber sie runzelte doch ihre feinen Augenbrauen ein wenig, als sie sagte:

»Man hat, wie ich höre, diesen Winter eine ganze Menge über Caroline geredet. Wenn ihr nicht jemand

Einhalt thut, so wird es zum Schluss mit ihr so arg wie mit Paulette.«

Junot lachte — ganz frivol. »Das gönne ich Murat wahrhaftig! Du solltest nur wissen, wie wenig Skrupeln er sich macht!«

Madame Junot, die sonst eine gute Geschichte recht wohl vertragen konnte (in jener Zeit war es übrigens nicht so leicht, sie zu vermeiden!) unterbrach ihn ungewöhnlich scharf mit den Worten, sie »interessiere sich wirklich nicht im mindesten um die Eroberungen Seiner Hoheit!«

Es war nun gegen Ende November. Im Musiksalon von Raincy sass die Frau des Hauses in der Dämmerung allein am Klavier. Sie sang eine kleine spanische Volksweise, deren wenige Verszeilen sie ein um das anderemal träumerisch wiederholte, während ihre Hände leise über die Tasten glitten, — eine schwermüthige, einförmige Melodie, welche in dem ungeheueren Raum zart und schwach verklang.

Draussen fiel ein feiner, dichter Regen, der die Luft gleichförmig grau machte und die gelben, verschrumpften Blätter leise von den Bäumen löste. Bloss ein schwacher Tagesschimmer fiel zwischen den dicken, schwerbefransten Seidengardinen herein; kein Feuer brannte im Kamin; — alles war grau und traurig rings um die junge Dame, deren feines, leuchtendes, goldgesticktes Costume von orientalischem Zuschnitt auf sonderbare und unwirkliche Art der sonst so einheitlich nordischen Novemberstimmung widersprach.

Madame Junot erhob sich etwas ungeduldig und ging, noch immer summend, zum Fenster. Sie wartete auf ihren Mann, der heute ungewöhnlich früh gekommen war; sie wollte gern ein paar Worte mit ihm sprechen, ehe er nach Tisch wieder nach Paris zurückfuhr. Als sie früher in seinem Toileterraum, während er sich umkleidete, ein paar

Worte mit ihm gewechselt, hatte er gesagt, er werde in einigen Minuten bei ihr sein; — warum zögerte er? . . .

Sie zog plötzlich ein Armband aus der Tasche, das zu gross war für ihre eigene Hand, — kunstfertig aus blondem Haar geflochten, mit einer Fassung aus Goldfiligran, — und nahm es beim verschwindenden Tageslicht genau in Augenschein. Sie hatte doch Lust zu wissen, von wem er das bekommen!

Sie fand kaum Zeit es zu verstecken und hörte schon Junots Schritt. Er ging hastig durch den grossen Salon und zu seiner Frau, die er mit zärtlicher Heftigkeit umarmte und küsste.

»Warum bleibst Du nicht oben und plauderst mit mir?« . . . Madame Junot lächelte im Halbdunkel voll Harm und Ironie und entzog sich ein bischen unwillig seinen Armen. »Heute gerade habe ich eine Menge lustige Geschichten für Dich!«

Ohne ihre schlechte Laune zu bemerken, ging er ungeniert drauf los und erzählte lachlustig, geschwätzig und ausgelassen wie ein Junge. Besonders hatte er einen unerschöpflichen Vorrath von Anekdoten über die neue Madame de Talleyrand, die nun das Entsetzen und die »*bête noire*« des Hofes war, und der er am vorigen Tag einen Besuch gemacht. Laurette hörte schweigend zu, und während sie seiner lustigen, lärmenden Stimme, den sarkastisch frivolen Worten lauschte, kochte in ihr — hypernervös, wie sie in dieser Zeit war, — eine so gewaltsame und zornige Erbitterung, dass sie sich nicht länger zu zügeln vermochte. Sie wendete sich um und zog plötzlich das Armband aus der lose herabhängenden Sammettasche.

»Gehört das Dir?« fragte sie kurz, ohne jede Einleitung und reichte ihm das Bracelet.

Der Gouverneur von Paris erröthete. Er runzelte die Augenbrauen, ohne seine Frau anzusehen.

»Nimm's doch endlich!« Laurette warf den Schmuck

verächtlich auf den Tisch. »Es geschah vermuthlich nicht für mich, dass Ihre Hoheit ihre Locken opferte.«

Er sagte noch nichts, aber er nahm sie so fest um's Handgelenk, dass es weh that. Sie sah ihm unerschrocken ins Gesicht.

»Ah, Du meinst, ich kenne Caroline Bonaparte nicht? Vergiss nicht,« — sie stiess die Worte ironisch heraus — »dass sie meine beste Freundin gewesen ist! Wenn Du Dir aber einbildest, dass es nur Deine schönen Augen sind, für die sie alle diese Dummheiten macht, so irrest Du Dich.«

»Was in aller Welt sind das für Narrheiten, Laurette?« — Junot schob sie entrüstet von sich und sprach ganz barsch. »Ich verstehe Dich nicht.«

»Das sage ich Dir ja eben; — Du verstehst es nicht. Aber ich verstehe es, denn mich wird sie nie verblenden.«

Sie stand auf der anderen Seite des Tisches und hatte die Arme unter der Brust gekreuzt, wie es ihre Gewohnheit war, wenn sie etwas aufregte. Sie sah ihn mit ihren grossen Augen drohend an.

»Hast Du Dir recht überlegt, dass Du nun Gouverneur von Paris bist? Dass Du grössere Macht hast, als irgend einer der früheren Gouverneure, ja, sogar mehr als der Herzog von Brissac hatte? Du bist Chef einer Garnison, die, wie man behauptet, nahezu 80,000 Mann zählt. Du beherrschest Paris, den wichtigsten Punkt des Reiches; Du bist des Kaisers Freund, sein erster Adjutant, der wann immer, bei Tag und Nacht, das Recht besitzt, in seinem Zelte aus und einzugehen und sich seiner Person zu nähern. Hast Du Dir recht überlegt, welch ein mächtiger Mann Du bist, Junot?«

»Ich kann nicht begreifen, was das alles mit einem Armband zu schaffen hat, welches Du« . . . er unterdrückte das Wort.

»Ich habe es ehrlich auf dem Boden meines eigenen

Schlafzimmers gefunden«, sagte sie kalt. »Und da in mein Schlafzimmer kein anderer kommt als Du, so« . . .

Junot murmelte plötzlich etwas von der Satans Dunkelheit und läutete heftig nach Licht.

Zwei Lakaien kamen herein mit ein paar hohen modernen Oellampen aus Silber, die sie unter dem Kaminspiegel rechts und links von der Uhr aufstellten. Der Gouverneur von Paris ging im Zimmer mit aufgeregtem Schritt hin und her.

»Bist Du bald zu Ende, Laurette?« Er blieb stehen und sah auf die Uhr. »Es ist überflüssig, das Essen kalt werden zu lassen.«

»Ich bin zu Ende,« sagte sie stolz. »Es ist schwer ein Gespräch fortzusetzen, wenn man keine Antwort erhält.«

»Antwort?« rief er aus. »Was willst Du, dass ich auf all diese Phantasterei antworte? Du traust natürlich allen Frauen zu, dass sie ebenso intrigant und superklug sind wie Du selbst. Prinzessin Caroline hat Dir wie mir die Ehre ihrer Freundschaft, — ja, Freundschaft« — er unterstrich drohend dies Wort — »zu theil werden lassen, und das, was Du so wenig zu schätzen scheinst, nehme ich mit Dank entgegen.«

»Vergiss nur nicht, dass ich Dich gewarnt habe.«

»Gewarnt! Meine liebe Laurette, — ich war schon in grösseren Gefahren als diese!« Er lachte heftig gereizt.

»Ah, es sind nicht die gelben Haare und weissen Arme der Prinzessin, vor denen ich Dich warne, — das, weiss ich, würde ja doch zu nichts dienen. Ich warne Dich vor ihren Plänen, welche denen Napoleons diametral entgegengesetzt sind.«

»Schon wieder!« rief Junot höhnisch.

Die Uhr auf dem Kamin schlug sechs. Die Frau Gouverneurin von Paris ging hoch aufgerichtet an ihrem Mann vorbei, der ohne ein Wort ceremoniös ihr die Hand

bot, um sie zum Diner zu führen. Sie wendete sich um und nahm dieselbe ebenso schweigend. Hand in Hand gingen sie an den Bedienten vorüber, die sich verbeugend alle Thüren vor ihnen öffneten.

Beim Kaffee im kleinen Salon erzählte der Gouverneur von Paris dann laut, dass er versprochen habe, den Abend im Elysée zu verbringen. Keiner bemerkte etwas dazu, auch dann nicht, als er beifügte, er werde am nächsten Tag wahrscheinlich nicht nach Hause kommen.

Am Abend fand Madame Junot das Armband noch auf dem Tisch im Musiksalon. Sie hob es unter ihren eigenen Schmucksachen auf — und es wurde nie zurückbegehrt.

IV

»Vous devez vous soumettre« (disait-il à Joséphine) »à toutes mes fantaisies et trouver tout simple que je me donne de pareilles distractions . . . J'ai le droit de répondre à toutes vos plaintes par un éternel moi.«

Mémoires de Mme de Rémusat.

»L'Empereur se disait convaincu qu'il avait été ce qu'elle (Joséphine) aimait le mieux. Et il ajoutait en riant, qu'il ne doutait pas qu'elle eût quitté un rendez-vous d'amour pour venir auprès de lui.«

Mémorial de Ste Hélène.

Man war nun im Anfang des Februars 1807. Laurette hatte sich endlich entschlossen, Raincy für den Winter zu verlassen, und man hatte sich wieder mit dem ganzen weitläufigen Haushalt im Hôtel auf den Champs-Élysées eingerichtet. Die Gouverneurin von Paris hatte natürlich im Anfang des Jahres eine Menge offizielle Besuche zu machen und zu empfangen. Und da die Kaiserin nun endlich auch aus Mainz zurückgekehrt war, liess Madame Junot sich eines Morgens zu Ihrer Majestät Lever anmelden.

Kaiserin Joséphine war gerade mit ihrer Frisur fertig geworden. Eingehüllt in ein reich garniertes, bis zu den Füßen reichendes Peignoir, sass sie mitten im Gemach in einem Fauteuil und liess sich eine Reihe verschiedener Anzüge, Shawls und Hüte bringen, die alle in dazu extra eingerichteten, gefütterten Körben lagen, um darunter die Toilette des Tages auszuwählen. Neben ihr stand ihre »dame

d'atour«, ihre Nichte, die Gräfin de La Valette, die übrigens nichts zu sagen hatte, da die Kaiserin stets selbst mit ihren Kammerfrauen diese höchst wichtige Frage entschied. Die Kleidung war nun mehr denn je ihr Lebensinteresse geworden; die Beschäftigung damit füllte nahezu ihren ganzen Tag aus. Der erste Theil ihrer Toilette ging sehr früh morgens, innerhalb der sorgfältig verschlossenen Thüren vor sich und bestand vor allem in einer sorgfältigen und fast künstlerischen Anwendung aller möglichen Schönheitsmittel. Sie wurde von Jahr zu Jahr raffinierter in ihrem Luxus, wechselte z. B. zwei, dreimal des Tags von Kopf bis zu Fuss die Wäsche und gebrauchte niemals ein paar Seidenstrümpfe, selten einen Anzug mehr denn einmal. Da sie von ihren gebrauchten Sachen nichts verschenkte, so besass sie in den kaiserlichen Schlössern ganze Magazine voll »*chiffons*«, und besonders eine Sammlung von Kashmirshawls und von Juwelen, die sich mit irgend einer orientalischen Herrscherin messen konnte.

Die Kaiserin empfing Madame Junot sehr freundlich. Hier in ihrem Privatgemach und am Vormittag — besonders, wenn der Kaiser nicht anwesend — waren die Besucher so gut wie ganz frei von aller Etikette. Joséphine trug ihre Majestät graciös und natürlich, wenn es von ihr verlangt wurde, aber — ungleich ihren Schwägerinnen — war sie nie so zufrieden, als wenn sie in ihrem vertrautesten Kreis sie für ein paar Stunden beiseite legen und nur Madame Bonaparte sein konnte. Sie umarmte Laurette und fragte gleich mit grosser Herzlichkeit nach den Kleinen, besonders nach ihrem Pathenkind Joséphine, die ihr Liebling war. Gleich darauf erbat sie sich ihre Meinung, betreffend den pfauenblauen Ueberwurf, den man ihr zu einem rosenrothen, silbergestickten Costume vorlegte. Die Mode war in diesem Jahr mehr denn jemals orientalisches: kurze, offene Seidenröcke in starken Farben, welche lose über reich gestickte, luftige Unterkleider niederhingen, und

auf dem Kopf schillernde Musselinturbane. Madame Junot, die sich ja auch sehr für Toilette interessierte und wegen ihres guten Geschmacks weithin bekannt war, erwog die Frage gewissenhaft und mit ernstem Eifer.

Endlich war Ihre Majestät fertig. Allmählig hatten sich immer mehr Damen vom Hofe im Ankleidesalon versammelt. In Gruppen stehend, eifrig plaudernd und lachend, hatten sie sich, nachdem sie alle erst einige Worte mit der Kaiserin gewechselt, im grossen Raum rund herum zerstreut. Die Marchallinnen erzählten Neuigkeiten aus dem Hauptquartier in Warschau, — es wurde in den Winkeln hübsch gezischelt, und man betrachtete oft mit verstohlenem Lächeln Joséphine.

Als die Kaiserin nach einer Weile ihre Damen verabschiedete, gab sie Madame Junot ein Zeichen zu bleiben. Unter dem Vorwand, ihr ein paar neue, selten prachtvolle Shawls zu zeigen, die sie kürzlich gekauft hatte, liess sie Mademoiselle Avrillon in eine der grossen Garderoben vorausgehen, wo Ihre Majestät oft mehrere Stunden mit ihren Modisten und Lieferanten verbrachte, und wo man immer sicher sein durfte, ungestört zu bleiben.

Laurette merkte sofort, dass bei der Kaiserin irgend etwas nicht in Ordnung sei. Sie war, wenngleich so freundlich und gnädig wie immer, doch den ganzen Morgen ein bisschen gezwungen und zerstreut gewesen, und es war keiner entgangen, dass sie gegen eine der besuchenden Damen, die dem Hofstaat der Prinzessin Caroline angehörte, eine markierte, offenbare Kälte gezeigt hatte. Nur konnte Madame Junot durchaus nicht verstehen, dass Joséphine gerade sie, die niemals ihr besonders nahe gestanden, zur Vertrauten wählte. Denn dass jene nun wegen irgend eines Kammers ihr Herz ausschütten wollte, das war deutlich.

Nachdem sie die Shawls flüchtig hatte bewundern lassen, winkte die Kaiserin Mademoiselle Avrillon ein bisschen ungeduldig, dass sie dieselben wieder fortnehmen könne,

lud Madame Junot ein, neben ihr auf der Causeuse Platz zu nehmen, die so gemüthlich zwischen dem reich drapierten Fenster und einem der colossalen Kleiderschränke des Zimmers eingekeilt stand und begann ein bischen gezwungen, indem sie ihre Hand auf die Laquettes legte:

»Ich weiss, liebe Madame Junot, dass ich mich auf Sie verlassen kann . . . dass Sie imstande sind, eine Sache mit Feinheit zu beurtheilen und« — sie blickte auf — »wenn es noththäte, sie geheim zu halten.«

Laurette beugte den Kopf und führte die freie Hand an ihr Herz:

»Euere Majestät, ich brauche nicht erst zu versichern, dass . . .«

»Ich weiss, ich weiss,« unterbrach sie die Kaiserin ein wenig ungeduldig. Sie sehnte sich offenbar, zur Sache zu kommen. Und in ihrer, wenn sie aufgereggt war, so unüberlegten Art, fragte sie kurz:

»Sie kommen ja viel mit Madame Murat zusammen; — hat sie Ihnen die grosse Neuigkeit nicht mitgetheilt?«

Madame Junot wurde verwirrt. Trotz alles guten Willens, sich zu beherrschen, schlug sie unwillkürlich vor den unruhig forschenden Blicken der Kaiserin die Augen nieder.

»Welche denn, Majestät? Ich verstehe nicht . . .«

»Ah, ich sehe, dass Sie es wissen!« Joséphine schlug heftig beide Hände vor das Gesicht, beugte sich vor und rief schmerzlich: »Bonaparte hat ja einen Sohn!«

Laurette war tief erregt, — über den aufrichtigen und unverstellten Schmerz der Kaiserin und noch mehr über Carolines — sie musste fast sagen — Abscheulichkeit. Denn sie war ganz sicher, dass diese mit Absicht sich das Geheimnis hatte entschlüpfen lassen, um ihre Schwägerin zu beunruhigen und zu verletzen.

Die Kaiserin hatte sich übrigens nicht geirrt. Madame Junot war in der That völlig im Klaren darüber, wie es

sich mit dieser höchst merkwürdigen Geschichte verhielt. Vor einiger Zeit hatte Prinzessin Caroline nämlich triumphierend unter dem Siegel der Verschwiegenheit (sie theilte es unter dem Siegel der Verschwiegenheit nach rechts und links mit, um ganz sicher zu sein, dass es bekannt werde) ihr anvertraut, dass der Kaiser — es war unmöglich zu bezweifeln — nun einen Leibeserben habe. Die Vorleserin der Prinzessin — »eine Schulkameradin der Madame Campan — Du hast sie ja gesehen, — Eléonore Denuelle, die robuste Brunette, ist zu Seiner Majestät anfangs dieses Jahres, gleich nach seiner Rückkehr von Deutschland, in einem flüchtigen Verhältniss gestanden. Ich gebe zu,« hatte Ihre Hoheit beigefügt, »dass ich die Geschichte mit einem gewissen Interesse verfolgte, theils weil es schien, als hänge Bonaparte wirklich ein wenig an ihr, theils auch, weil sie sich von Anfang an mir anvertraut hatte und ich die Verpflichtung fühlte, mich ihrer so gewiss anzunehmen. Du weisst, Laurette, es ist sonst nicht Brauch in meinem Haus« — das war eine Hindeutung auf den Hof der Prinzessin Borghese — »dass die jungen Damen zu so was kommen. Mein Bruder nahm grosses Interesse an ihrem Zustand, — sein letztes Wort zu mir war, es ihn sofort wissen zu lassen, wenn es ein Knabe würde. Du kannst Dir wohl vorstellen, wie entzückt er darüber sein wird, endlich einen Sohn zu haben.«

So hatte die Prinzessin Caroline die Geschichte erzählt. Sie machte keine Reflexionen darüber, jedoch in ihrem Blicke las Laurette, das sie die Wichtigkeit dieser Geschichte vollauf würdigte. Und sie konnte nun sehen, dass die Kaiserin dieselben Schlüsse zog: durch die Geburt dieses Knaben war die Scheidung, die zu fürchten sie sich nach der Krönung und der kirchlichen Trauung nahezu abgewöhnt hatte, wieder näher denn je gerückt. Sie kannte ihren Mann; — sie wusste, dass er hiernach bloss mehr Einen

Gedanken haben würde: sich einen rechtmässigen Erben zu schaffen.

Die Kaiserin fuhr fort zu weinen, — ungekünstelt, mit gebeugtem Haupt. Madame Junot fühlte sich immer unglücklicher und überflüssiger bei dieser Scene.

»Es ist Caroline Murat, die diese ganze Intrigue zustande gebracht,« schluchzte die arme Joséphine. »Ich weiss aus sicherer Quelle, dass sie sie herbeischaffte und sie Bonaparte geradezu preisgab. Mein Gott, es weiss ja niemand besser als ich, dass er Versuchungen dieser Art nicht widerstehen kann noch mag, und die ganze Welt weiss doch« — sie hob appellierend ihre zorn- und thränen-erfüllten Augen, — »dass ich das Unglaublichste geduldet, wenn es seine Capricen galt. Denn ich weiss ja auch, dass es bei ihm nun und nimmermehr etwas anderes werden kann als eine vorübergehende Laune; — er fürchtet nichts so sehr in der Welt, als eine Frau Macht über sich gewinnen zu lassen. Er betrachtet nun seine Liebesaffairen als — ja, wie soll ich sagen? — als eine Art von gesunder und nothwendiger Zerstreuung nach der Arbeit, — als nicht mehr, und darum habe ich mich bisher darein gefunden. Ach ja, Madame Junot« — sie führte vorsichtig das Taschentuch an die Augen — »in was müssen wir Frauen uns nicht finden!«

Laurette zuckte zusammen und richtete sich unwillkürlich gerade empor. Sie wäre gern aufgestanden und hätte das Gespräch sofort abgebrochen. Allein das ging doch unmöglich an.

Die Kaiserin bemerkte ihre Bewegung und von ihren Bekümmernissen ein wenig abgelenkt, betrachtete sie sie hinter dem Taschentuch hervor.

»Sie wissen ja, ich bin Ihnen stets gut gewesen, Madame Junot — und auch Junot, obschon er es nie glauben wollte; ich sage Ihnen bloss: nehmen Sie sich in acht vor Madame Murat!«

Laurette schwieg; sie zupfte nervös an der Spitzengarnierung ihres Kleides. Es quälte sie mehr als alles andere, dass jemand Fremdes das Recht haben sollte, so zu ihr zu sprechen, sie zu bedauern; — aber sie konnte ja nichts darauf erwidern. Es war ja alles miteinander wahr.

Die Kaiserin spähte mit trockenen Augen neugierig von der Seite zu ihr hin. Dann fing sie plötzlich wieder zu weinen an.

»Was ich Sie nun fragen wollte, meine Beste . . . Wissen Sie, ob die Prinzessin schon einen Courier an ihren Bruder geschickt hat?«

»Ja wohl.«

»O Gott, mein Gott!« Sie jammerte, rang die Hände und schien ganz und gar die Sorgen anderer zu vergessen. »Und gerade jetzt, wo ich ruhig geworden war und mich so darüber gefreut hatte, dass Eugène eine so prächtige Stellung bekommen und ich mir vorgestellt, dass Hortense's Buben Napoleon die eigenen Kinder ersetzen könnten! Ich weiss, welchen Eindruck ihm das machen wird. Ich kenne ihn. Er hat sich eine erbliche Krone auf das Haupt gesetzt, — er will sie einem Erben von seinem eigenen Fleisch und Blut hinterlassen. Nach diesem Ereignis giebt er sich nicht länger zufrieden!«

Madame Junot versuchte, so gut sie es vermochte, die Kaiserin zu trösten; — sie war durch diese Scene an Körper und Seele ganz erschöpft und wünschte bloss fortzukommen. Endlich brachte sie Joséphine dazu aufzustehen.

»Wollen Sie mir einen Dienst erweisen, Madame Junot?« — sie fasste ihre Hand. »Ich kann keine von meinen eigenen Damen darum bitten, denn diesen schenkt die Prinzessin weder Vertrauen noch Freundschaft; aber Ihnen — Ihnen versagt sie jetzt nichts.« (Wieder fühlte

Laurette die schmerzhaft Röthe der Demüthigung auf ihrer Stirn.) »Der Knabe ist Achilles Amme, Madame Loir, übergeben worden; wollen Sie nicht versuchen ob Sie ihn sehen können?« . . . Sie zögerte und hielt einen Moment inne. »Und sagen Sie mir — beschreiben Sie mir ihn dann ganz genau, wie er aussieht, ob er . . . ob er seinem Vater gleicht.«

Laurette wurde plötzlich gerührt. Sie beugte sich tief nieder und küsste mitleidig die Hand der Kaiserin.

»Ich werde alles thun, was Euere Majestät wünschen,« sagte sie.

Ein paar Tage darauf kam Junot von den Tuileries, wo er bei der Kaiserin gefrühstückt hatte, mit einem sehr nachdenklichen Gesicht und jener unnatürlich erzdiplo-matischen Miene herein, die seine Frau so gut kannte. In seinem schönen, offenen Anlitz hatte sie nach und nach lesen gelernt wie in einem aufgeschlagenen Buch und sie wusste, wenn er auf diese Art die Augenbrauen runzelte und die Lippen zusammenkniff, so bedeutete dies eben, dass er irgend ein Staatsgeheimnis mit sich herum trug. Für sie war es in der Regel nicht lange ein Geheimnis.

Auch nun kam er eine Weile vor dem Diner in ihr Kabinet. Sie legte ihr Lieblingsbuch »Valérie« weg, das sie nun zum drittenmal las und wendete sich voll Interesse ihrem Manne zu.

»Nun?« sagte sie einfach.

»Ja« — er stand mit dem Rücken gegen den Ofen und zog an seiner Weste — »kannst Du errathen, was sie von mir wollte?«

Sie schüttelte ungeduldig den Kopf.

Er senkte die Stimme: »Sie wollte mich dazu bringen, mich für Eugène zu erklären, imfall . . . Du verstehst,

imfall dass der Kaiser . . . was Gott verhüten möge!« setzte er heftig hinzu.

»Auch sie!« rief Madame Junot ironisch. »Man sollte wirklich meinen, dass alle diese spitzfindigen Damen geradezu mit einander berathschlagt haben — so enig sind sie in betreff ihrer Mittel« . . .

Junot schien nicht zu hören. Er wendete sich um und stiess mit den Zehenspitzen nach ein paar Holz-scheitern.

»Was sagte sie?« begann Madame Junot wieder.

»O, sie machte es sehr fein. Fing damit an, mir zu schmeicheln, von Napoleons exceptioneller Freundschaft für mich zu sprechen etc. etc. Bedauerte, dass er in so gefährlichen Zeiten gezwungen sei, oft seine treuesten Diener rings um seine Person zu entbehren, dass er in jeder Schlacht wie der einfachste Soldat sein Leben aussetze und« . . .

»Dann kam es wohl?«

»Ja. Sie fragte, ob ich glaube, dass dieses Frankreich, das er nun geschaffen, jemals wieder in die Anarchie des Direktoriats zurücksinken könnte? Wer stark genug wäre, das Erbe anzutreten?«

»Und Du versetztest?« fragte Madame Junot athemlos, indem sie sich heftig auf ihren Ellbogen hob.

»Ich antwortete, dass für dies Unglück ja vom Kaiser und dem Senat sei vorgesehen worden; dass der König von Neapel, Prinz Louis und seine Söhne, ja, nun auch Jérôme, hinreichend die Erbfolge sicherten. Sie wendete ein, sie glaube, dass die Armee sich nicht darein finden würde; dass z. B. eine Vormundschaftsregierung mit dem kleinen Napoleon unter den jetzigen Verhältnissen vollkommen unmöglich wäre; dass hingegen Prinz Eugène, der in der Armee so gern gesehen, der so populär sei, sowohl in Frankreich wie in Italien . . . Nun, Du verstehst doch, wo sie hinauswollte?« . . .

Laurette hatte sich wieder in voller Länge auf die Chaiselongue ausgestreckt. Sie lag und spielte mit den Fransen ihres Kleides.

»Ja, ich verstehe« . . . Sie schlug die Augen auf und sah ihren Mann voll und gross an:

»Und Murat?« fragte sie.

V

«Oh, la drôle de tête!»

Mme Junot (de la Princesse Pauline).

Madame Junot lag des Morgens lang im Bett. Als Ueberraschung bei der Rückkunft von Raincy hatte ihr Gatte das Schlafzimmer gänzlich umtapezieren lassen; es war nun in grossangelegtem Kaiserstil, mit Mahagoni und Bronzeornamenten und schweren dunkelgrünen Seidendraperien rings um das Bett und vor den Fenstern. Das machte im ganzen einen allzu düsteren und grandiosen Eindruck, — Junot fand selbst, es gleiche einem Königsgrab, — aber Percier und Fontaine hatten ja zu jedem einzelnen Möbel die Zeichnungen gemacht, und alle Leute die es sahen, waren entzückt über die stilvolle Eleganz des Raumes.

Der kleine dunkelhaarige Kopf der Gouverneurin von Paris ruhte so still auf den Spitzenpolstern des grossen Betts. Sie hatte die Hände unter dem Nacken verschlungen und lag und starrte auf die Bronzeverzierungen der Thür. Trotzdem es draussen längst helllicher Tag war, hatte sie die Gardinen vor den Fenstern noch nicht weggezogen, und auf einem hohen, schwarzen Marmorsockel gleich oberhalb der Stufen der Bettestrade brannte noch die antike etruskische Broncelampe, die als »veilleuse« diente.

Plötzlich hörte sie im Salon, der an das Schlafzimmer grenzte, Lärm und den Schall vieler Stimmen. Sie spitzte die Ohren, erhob sich sofort und läutete heftig.

Im selben Moment wurden die Doppelthüren aufgerissen und fast ehe der Kammerdiener Zeit gehabt hatte zu rufen: »*Son Altesse Impériale et Royale, Madame la Duchesse de Guastalla,*« eilte schon Pauline Borghese mit ihrem merkwürdig unregelmässigen, wiegenden Gang ins Gemach und war im nächsten Moment auf das Fussende des grossen Betts hinaufgeklettert.

»Bleib nur liegen, liebe Laurette« — Madame Junot hatte ein paar unbestimmte Versuche gemacht, von ihrem Platz aus Ihrer kaiserlichen Hoheit die Honneurs zu erweisen, — »Du kannst Dir ja denken, dass ich Dir etwas Besonderes zu sagen habe« . . .

Und indem sie die Beine unter sich hinaufzog und es sich am anderen Bettende so bequem wie möglich machte, begann Prinzessin Pauline vorwurfsvoll:

»Warum kümmerst Du Dich denn um mich gar nicht, Laurette? Und Junot auch nicht! Er hat wohl vergessen, wie schön ich in Italien war! Das heisst, ich bin jetzt gerade so schön,« — sie kehrte sich zum Spiegel um, der zwischen den Fenstern in die Wand eingelassen war, — »aber er sieht es nur nicht! Ja ja, Laurette, — werden sehen, ob Du es nicht bereuest, dass Du immer Caroline mir vorgezogen hast« . . .

»Kaiserliche Hoheit sagten, dass Sie mir etwas Besonderes mitzutheilen hätten? . . . Madame Junot versuchte mit einer kleinen Grimasse ihre Füsse zurückzuziehen, welche die Prinzessin zu zerquetschen drohte.

»Gewiss, ich habe Dir sogar viel zu sagen. Aber warum habt Ihr niemals mich zu irgend einem Fest nach Raincy geladen? Nur Caroline, immer Caroline! . . . Ich will Dir etwas sagen, Laurette« — die Prinzessin beugte

sich vor und flüsterte — »Caroline hat nicht den mindesten Begriff von Takt und Diskretion« . . .

Trotzdem sie wirklich verletzt und ärgerlich war, konnte Madame Junot nicht umhin, nun in ein lautes Gelächter auszubrechen. »Paulette«, die von Takt und Diskretion sprach!

»Aber kaiserliche Hoheit,« sagte sie noch lachend, »wir haben ja unseren Gästen in Raincy nichts anderes zu bieten als die Jagd. Und da Euere kaiserliche Hoheit weder reiten noch in Kalesche fahren« . . .

»Aber ich kann mich in einer Sänfte tragen lassen«. —

Beide Damen lachten. Prinzessin Pauline sagte:

»Allein, wo hast Du Deinen Mann hingesteckt, liebe Laurette? Ich glaube, Ihr hattet sonst immer ein gemeinsames Schlafzimmer . . . wenigstens damals, als Ihr in der Rue de Verneuil wohntet. Wo steckt Junot? Er wird doch herein kommen und mich begrüßen. Ich bin ja seine älteste Freundin. Du solltest nur wissen, wie er in Marseille und später in Italien in mich verliebt war!«

Madame Junot läutete und liess nach »Monseigneur« fragen. Er war ausgegangen.

»Schon? Das sieht aus, als ob er frühzeitige Besuche machte, Monsieur Junot!« Die Prinzessin riss ihre grossen Augen auf und zog das Kinn mit strenger Miene ein. »Das solltest Du nicht gestatten, liebe Laurette!«

Madame Junot war den Thränen nahe, so nervös machte sie Pauline mit ihren ewigen Anspielungen. Sie antwortete bitter, indem sie sich umwendete:

»Was kann ich wohl thun, Madame?«

»Na ja, wir wissen doch, welchen Einfluss er im Elysée besitzt. Er berathschlagt wohl mit Caroline über das Stück. Wie dumm sie aussieht! Weisst Du denn nicht, dass wir am 19. März, am Tag des hl. Joseph, ein Stück spielen wollen, zu Ehren unserer Schwester, der Kaiserin?

Und Du sollst mitspielen; natürlich sollst Du mitspielen, meine liebe Laurette.«

»Aber Madame, Sie denken wohl nicht an meinen Zustand« . . .

»Deinen Zustand? O, wir wählen eine Rolle, wo man den nicht merkt. Es ist übrigens merkwürdig, dass Caroline Dir noch keine Botschaft geschickt hat . . . Ja richtig, ich sah doch gerade ihre Livrée in Deinem Vorzimmer. Wir spielen den »Barbier von Sevilla«. Ich bin die Rosine.

»Wir wollen eine actuelle Glückwunscharie einlegen,« fuhr die Prinzessin vertraulich fort, — »es soll drin etwas von den Siegen des Kaisers, von Jena und Eylau vorkommen. Das wird entzückend sein! Glaubst Du nicht, dass das Costume mir gut stehen wird? — Rosenrother Hut mit schwarzen Federn und kurzer Rock aus rosa Seide mit schwarzer Spitzenschürze. Ach, ich werde viel schöner aussehen als diese bleiche Hortense, welche die Rolle in Malmaison spielte — Du Erinnerst Dich doch . . .«

»Aber woran denke ich!« Pauline Borghese streckte sich plötzlich quer über das Bett und läutete heftig an allen drei Glockenzügen an der Wand. »Du hast ja noch gar nicht meinen neuen Kammerherrn gesehen, Laurette!«

Der Kammerdiener und zwei Jungfern stürzten zu gleicher Zeit herein.

»Führet den Herrn herein, der im Salon wartet,« befahl die Prinzessin kurz.

Der Lakai schlug wieder die Thür auseinander — diesmal aber nur einen Flügel.

»Monsieur de Forbin,« meldete er ernsthaft, mit lauter Stimme.

Wie aus einem Kanonenrohr abgeschossen, kam Herr de Forbin herein und verbeugte sich vor den beiden Damen auf dem Bett mit grösster Feierlichkeit. Prinzessin Pauline

lächelte mit einer freundlichen Handbewegung und blinzelte Madame Junot zu.

»Da ist er, Laurette,« sagte sie mit einer Stimme, die flüsternd sein sollte. »Sage, wie findest Du ihn, meine Liebe?«

Der Prinzessin neuer Kammerherr vernahm die Worte ebenso gut wie Madame Junot. Er war in der That ein schöner Mensch, ein ungewöhnlich schöner Mensch, stattlich und gross, elegant und graciös; — er begriff plötzlich, dass er hereingerufen worden sei, um als ein neues Beispiel des ausgezeichneten Geschmacks seiner Herrin gezeigt zu werden. Er erröthete heftig bis hinauf an die Haarwurzeln, blieb aber in der gleichen Stellung, mit etwas gesenktem Kopfe stehen.

Pauline Bonaparte betrachtete aufmerksam und bewundernd ihren schönen Cavalier. Hierauf lächelte sie gnädig und winkte ihm:

»Monsieur de Forbin, wollen Sie die Güte haben, mir hier hinab zu helfen? — So, danke!« . . . Sie stützte sich schwer auf seinen Arm und beugte sich noch einmal zu Madame Junot herab, die sich im Bett erhoben hatte. »Also, wir sehen uns, wenn nicht früher, so doch bei der ersten Probe im Elysée, meine Taube« — sie küsste Laurette auf beide Wangen und flüsterte, diesmal italienisch:

»Sieh ihn Dir nur recht an, wenn er sich umkehrt! Ein Rücken, eine Haltung, ein paar Waden . . . Wie findest Du ihn, kleine Laurette?« . . .

Als Junot später vormittags heimkam, stand seine Frau und ordnete einen grossen Strauss künstlicher Rosen in einer der hohen, offenen Alabasterschalen, die den Kaminfries in ihrem Kabinet schmückten. Sie wendete gleichgiltig den Kopf, als sie seine Schritte hörte.

»Ich kann Dir Grüsse ausrichten von Deiner alten Freundin, der Prinzessin Borghese,« sagte sie langsam, den Rücken ihm zugekehrt.

»So! — Danke! — Ich bin nur froh, dass es nicht vom Prinzen Borghese ist.« Seine Stimme klang gezwungen scherzhaft und er fixierte ziemlich scharf, ein wenig unruhig, Laquettes Profil.

Sie schüttelte achtlos den Kopf.

»Prinz Camille? Was fällt Dir ein! Nein, dass ist ein kluger Herr; — er wartet noch ein paar Monate, ehe er die Belagerung fortsetzt. Wir werden sehen, wozu es dann führt, wenn die Festung nicht länger »enceinte« ist.«

Junot runzelte die Augenbrauen.

»Was ist das für eine Sprache, Laurette?« fragte er scharf.

»Es ist die Sprache, welche meine hohen Freundinnen mich lehren,« antwortete sie nachlässig, den Kopf ein wenig schief, während sie mit den Zähnen die überflüssigen Blumen festhielt, die sie aus den Schalen genommen. —

Von Ihren kaiserlichen und königlichen Hoheiten, der Prinzessin Pauline und der Grossherzogin von Berg. Da es ja kein Anderer hört als Du, so wird es doch gestattet sein, zu prahlen, wenn man so glücklich ist, einen fürstlichen Anbeter zu haben!«

»Ich verstehe nicht, wo Du hinaus willst,« sagte Junot kurz und streng.

»Nirgends hinaus, lieber Freund! Du hörst ja, noch hat er — oder soll ich sagen, ich? — keine Chancen. Für den Augenblick kann ich nichts anderes thun, als mich in meine schönste Besuchstoilette werfen und in das Elysée fahren, wohin mich Prinzessin Caroline beruft, — vermuthlich, nur um mir eine Lektion zu ertheilen über die beste Art sich aufzuführen!«

Junot hatte sich am Tisch neben dem Fenster niedergelassen und trommelte mit den Fingern auf die Platte.

»Nun, nun, Laurette« — er fasste sie beim Arm, als sie an ihm vorübergehen wollte, — »was kann Prinzessin Pauline denn gesagt haben, das Dich in diesem Grad gereizt hat? Na!« . . . Er hielt sie mit beiden Händen

oberhalb der Ellbogen fest und sah ihr forschend, ein wenig unruhig, in die Augen.

Laurette lachte, — ihr klares, hartes Lachen.

»Nichts! Wie kannst Du glauben . . . Sie ist ja stets die Liebenswürdigkeit selbst! Sie wollte mir sogar mit Macht und Gewalt die Ehre aufdrängen, in einem Stück mitzuwirken, dessen Aufführung, wie es scheint, Du und Caroline arrangiert. Sie war ein bischen erstaunt, dass ich davon noch gar nichts wusste. Wir einigten uns jedoch dahin, dass Du vermuthlich aus Rücksicht für mich davon nichts erwähnt hattest.«

Junot liess die Arme seiner Frau los. »Selbstverständlich!« sagte er rasch.

»Und ich danke Dir dafür,« setzte Madame Junot ruhig fort. »Es könnte für mich nicht angenehm sein, in diesem Zustand neben der Prinzessin Caroline aufzutreten. Jedoch es scheint, als ob Ihre Hoheit selbst es wünschte. Sie hat mir eine Botschaft geschickt, die fast einem Befehle glich.«

Madame Junot hatte nun gänzlich ihre angenommene satirische Kälte vergessen. Sie war heftig erregt.

»Ich will nicht Staffage bilden in dem Tableau, das bestimmt ist, die rührende Liebe von »Carl und Caroline« zu verherrlichen«, sagte sie plötzlich hitzig.

Junot war ebenso erregt wie sie. Er ging mit grossen Schritten im Zimmer auf und ab.

»Du scheinst anzunehmen, dass ich Dich zwingen will, in dieser Comödie mitzuwirken! Ich kann Dich versichern, dass ich im Gegentheil alles gethan habe,« . . .

»Du brauchst mir gar nichts zu versichern. Ich kann sehr gut begreifen, dass Du mich am liebsten nicht mit bei den Proben hast,« unterbrach sie ihn kurz.

Junot wendete sich um und sah sie von der Seite an. Sie stand beim Fenster, unbeweglich, mit dem Rücken gegen das Licht, die Hände auf die Marmorplatte gestützt.

Sie stand dort, so fein und gebrechlich, und dennoch gerade, mit ihrer schweren Bürde, und er merkte, wie sie unter seinem Blick sich mit einer nervösen Kraftanstrengung noch höher aufrichtete, um nicht der Spannung nachzugeben und in Thränen auszubrechen.

Er ging hastig zu ihr und fasste sie zärtlich, achtsam um die Schultern, während er mit der anderen Hand sachte ihren Kopf an seine Brust lehnte.

»Meine arme Laure,« sagte er leise, schmerzlich. »Du . . . Du weisst nicht, wie leid Du mir thust« . . .

Sie schluchzte ein paarmal tief und konvulsivisch auf. Dann beherrschte sie sich, hob den Kopf und sah ihn mit ihren grossen, braunen Augen an, die so ehrlich jeden Gedanken ihrer Seele spiegelten.

»Komm, mein Freund . . . Lass uns einmal offen mit einander reden. Das ist ja unendlich und — und — unwürdig.«

Sie setzten sich auf das kleine, niedrige Sopha unter dem Spiegel. Er hielt noch den Arm um ihre Schulter geschlungen.

»Ich bitte Dich nicht, gegen mich aufrichtig zu sein;« — sie machte eine leichte Bewegung mit dem Arm und trocknete sich die Thränen; — »ich weiss, das ist nicht Sitte, ist nicht ritterlich, nicht guter Ton, und ich respektiere das. Ich weiss ja, ein Mann soll schweigen, so lang er eine derartige Geschichte hat, selbst wenn ihm ein Messer an der Kehle sitzt. Ich will nicht, dass Du . . . um meinethalben . . . Sage nichts! Du brauchst nichts zu sagen; — ich habe meine eigenen, guten Augen.

Du weisst, ich habe mir vieles gefallen lassen, — das thun ja alle Frauen in meinem Kreis, — und obschon es mir vielleicht schwerer fällt als den anderen, ich habe mich darein gefunden. Ich bin jedenfalls Deine Frau, und hätte ich auch hunderte von Rivalinnen, in der Tiefe meiner Seele weiss ich es doch: Du liebst mich am meisten, am ehr-

lichsten, am feinsten. Ich weiss, Du kannst Dich morgen für die »Ehre« Deiner Maitresse erschiessen lassen; doch wenn sie Dir untreu wäre, würdest Du es leicht nehmen. Dagegen bei mir, — wenn Du mich in eines anderen Armen träfest, . . . Du würdest mich töten. Ich bin das einzige Weib auf der Welt, das Du mit eigener Hand töten würdest. Um meinetwillen allein würdest Du Dein Leben dem Verbrechen, der Qual und Verzweiflung überlassen! Du kannst mir auf mein Wort glauben,« — sie hob den Kopf und blickte auf, — »gerade, weil ich Deine Frau bin, beneide ich keine von Deinen Maitressen.«

Er antwortete nicht. Aber er beugte sich herab und küsste mit Wärme die kleine geballte Hand, die auf ihren Knien ruhte.

»So lang es nur mein Glück galt, — das weisst Du, — habe ich mich nicht beklagt. In einem Feldzug ist kein Mann einer einzigen Frau treu, und der Krieg giebt Euch Gewohnheiten, die . . . Ja, Du kannst nicht sagen, dass ich dies je sentimental genommen; — ich habe Dich nicht mit Eifersucht geplagt.«

»Du hast es nicht oft nothwendig gehabt, Laurette,« sagte er, diesmal lächelnd. »Du hast mich eigentlich, genau genommen, so fest gehalten, dass es Zeiten gab, wo ich eine andere Frau nicht einmal anschauen mochte. Wer war wie Du? Wer konnte berücken, lieben wie Du?« . . .

Es glitt ein feines Lächeln über Madame Junots Gesicht. Sie führte das Taschentuch zu den Lippen, um es zu verbergen. Doch er sah es. Und jubelnd, glücklich über dies erste Anzeichen der Vergebung, riss er das Taschentuch aus ihrer Hand und küsste heftig ihre süssen, verätherischen Lippen.

»Laurette, meine Laurette . . . Du darfst gegen mich nicht hart sein. Du weisst ja selbst, dass im Grunde . . . Du, nur Du bedeutest für mich etwas. Ohne Dich kann ich mir das Leben nicht denken.«

»Das weiss ich,« sagte sie aufrichtig, mit naivem Ernst.
»Aber« . . .

»Kein Aber!« rief er übermüthig. »Nun hat sie mir ein Stückchen Ablass geschenkt, — von dem kann ich lange leben!«

Sie legte ihm die Hand auf den Mund und sah ihn ernsthaft an.

»Ich habe Dir nicht verziehen. Ich verzeihe Dir nie. Aber — wie ich schon sagte — hier ist nicht die Rede von mir. Siehst Du denn wirklich noch nicht ein, dass dies für Dich selbst eine böse Sache ist?«

»Welche? Kommst Du nun wieder auf diese Phantasie zurück?« sagte er ein bisschen müde.

»Diese Phantasie haben leider mehr Leute als nur ich. Wenn der Kaiser von ihr angesteckt würde?« — Sie sah ihn bedeutungsvoll, unruhig an.

»O, er weiss sehr gut, wie seine Schwestern sind!« entfuhr es Junot.

»Er weiss es nicht, sage ich Dir. Und wenn er es weiss, so will er, dass kein anderer es wisse.«

»Glaubst Du wirklich, dass er allein in Paris seine Schwester Pauline nicht kennt? Denn natürlich,« fügte er in entschiedenem Tone bei, »kann in diesem Zusammenhang bloss von ihr die Rede sein.«

»Natürlich!« antwortete Madame Junot ebenso unerschütterlich ernst und stand auf. »Wie gesagt, — ich muss ins Elysée, um meine Lektion in guten Sitten zu nehmen. Leistest Du mir vielleicht Gesellschaft?«

Er murmelte eine undeutliche Antwort.

»Ah richtig, — ich vergesse, dass Du heute schon einmal dort gewesen bist. Nach all der Mühe, die sich Ihre Hoheit mit Dir giebt, musst Du mit der Zeit ein Heiliger werden«.

VI

*»Je souhaite à Sa Majesté
D'abord tout ce qu'elle désire,
Ensuite une bonne santé,
Et puis toujours de quoi pour rire.
Elle, étant reine et ne pouvant
Lui souhaiter une couronne,
Je lui souhaite seulement
Autant de bonheur qu'elle en donne.«*

Poème à l'occasion de la fête de l'Impératrice Joséphine le 19 mars 1807.

Den 19. März verbrachte der Hof von den Morgenstunden an in Malmaison. Die Damen frühstückten mit der Kaiserin im grossen Speisesaal des rez-de-chaussée. Längs der langen Stuckwände mit den bleichen Fresconymphen hatte man leuchtende Blumenguirlanden gehängt, und auf dem Tisch prahlten prächtige Bouquets aus den kaiserlichen Treibhäusern. Ihre Majestät hatte extra die Kinder einladen lassen, an ihrem Namenstagfrühstück theilzunehmen. Sie selbst sass zwischen ihrem Pathenkind Joséphine Junot und ihrer kleinen Nichte Prinzessin Lätitia Murat — sie waren nun beide fünf Jahre alt und die herzigsten kleinen Mädchen, die man sich denken konnte — und füllte unter allgemeiner Heiterkeit eigenhändig ihre Teller ein überanderemal mit Süssigkeiten. Die Kaiserin war heute in guter Laune; es schien als habe sie all ihre Bekümmernisse vergessen. Sie hatte einen sehr herzlichen Brief von ihrem Mann bekommen, den sie in ihrer überströmenden Freude rund um den Tisch gehen liess und allen Damen zeigte.

— »Wir sehnen uns alle nach Paris,« schrieb Napoleon unter anderem. — »Diesem Paris, das man überall vermisst, während man sich athemlos rennt, um es zu befriedigen, immer der Ehre nach. Der Ehre nach, — von einem Opernparquet applaudiert zu werden!«

»Er sehnt sich nach Paris« — die Marschallinnen lächelten bedeutungsvoll einander zu und deuteten auf diesen Satz, als der Brief von Hand zu Hand ging. Sie hatten auch ihre Nachrichten vom Hauptquartier in Polen; — sie wussten, dass man dort gerade nicht so viel von Paris sprach, als von einer gewissen Madame Walewska.

Joséphine war jedoch befriedigt; sie hatte auch prachtvolle Geschenke bekommen und gute Nachrichten vom Vizekönig und der Königin von Holland. Aber Madame de Rémusat, die Hofdame und Freundin der Kaiserin, die schon vor dem Frühstück ein paar vertraute Damen einen Blick auf die Geschenke hatte werfen lassen, die zur späteren officiellen Besichtigung im Boudoir ausgelegt waren, schien lang nicht so heiter gestimmt wie ihre Herrscherin. Sie schüttelte den Kopf und deutete mit fast tragischer Geberde auf das entzückende Portrait der kleinen, holländischen Prinzen, die auf eine in Goldfiligran gefasste Dose aus Bergkristall gemalt waren, welche eben mit dem Courier aus dem Haag angekommen war.

»Diese arme Königin,« sagte sie seufzend und hob die Augen zum Plafond. »Ihre Majestät ahnt nicht, wie unglücklich sie ist, — Gottlob! Aber ich! . . . Oh, ich kann in jedem Brief zwischen den Zeilen lesen; sie ist ein Engel!« fügte sie enthusiastisch hinzu.

Trotz der guten Laune der Hausfrau, die sich nach ihrer Gewohnheit in der verbindlichsten Freundlichkeit gegen alle ausdrückte, war dennoch die Stimmung bei Tisch nicht wenig gezwungen. Madame Junot fühlte sich traurig, verbittert und nicht wohl. Prinzessin Borghese war wegen ihrer Couplets nervös, denn trotz aller Schmeichelei wusste sie,

dass sie schlecht sang, und Caroline war, — Gott weiss, aus welchem Grund! — in einer ganz entsetzlich schlechten Laune, verdriesslich und aufgeregte. Während der ganzen Mahlzeit wusste sie fast allen Tischgästen eine Menge sarkastischer und unangenehmer Sachen zu sagen; besonders ging es über Madame de Rémusat her, die sie schon vorher nicht leiden konnte, und die zu allem Unglück noch überdies im Stück mitspielte. Madame de Rémusat behielt ihre wohlerzogene Ruhe bei und nahm mit würdevoller Demuth alles entgegen. Aber das Lächeln um ihren Mund wurde immer strammer und gezwungener, und der Blick in den schwarzen, stechenden Augen wurde allmählich durchbohrend scharf.

Plötzlich, gerade als die Damen nach dem Frühstück im Boudoir neben dem grossen Salon das Doppelcollier aus Diamanten bewunderten, das der Kaiser heute durch Foncier seiner Gemahlin hatte zustellen lassen, bekam die Grossherzogin von Berg und Cleve plötzlich einen heftigen Anfall von nervösem Weinen, der mit einer Ohnmacht endete.

Die Prinzessin hatte ihren Platz in der Nähe von Madame Junot, aber diese rührte sich nicht, um ihr zu helfen. Im Gegentheil, die Frau Gouverneurin von Paris setzte ruhig, als ob nichts geschehen wäre, ihr Gespräch mit der Marchallin Ney quer über den mit Juwelen bedeckten Tisch fort. Diese, bestürzt und unentschlossen, vermochte auch nicht, sich zu erheben, bis die Kaiserin selbst ganz verstört hinzueilte.

Sie knöpften ihre Kleider auf, um ihr Luft zu schaffen; aus dem Busen fiel ein nett zusammengefaltetes, kleines Billet. Joséphine sah es, und mit der ihr so eigenen, natürlichen Verträglichkeit, wenn es derartige Geheimnisse galt, griff sie gleich behende zu und steckte das Papier in die Hand ihrer Schwägerin, die es nun die ganze Zeit über in der ihrigen behielt. Sie guckte hastig zu Madame

Junot hinüber, um zu sehen, ob diese etwas bemerkt. Ihre Majestät hatte die Handschrift erkannt.

Aber die Frau Gouverneurin von Paris sass ganz still in ihrem Lehnstuhl, leicht über die Diamanten vorgebeugt, mit denen ihre Hand mechanisch spielte. Erst als Caroline wieder zum Bewusstsein erwachte und ungefragt, während sie nervös den Brief zerknitterte, an den die Kaiserin sie mit einem bedeutungsvollen Druck ihrer Hand gemahnt, hastig sagte: »Es ist ein Brief von Murat!« wendete Madame Junot ein wenig den Kopf, und sah sie unter ihren langen Wimpern hervor ein bischen von der Seite an.

Die Vorstellung fiel nicht besonders glücklich aus. Prinzessin Pauline nahm sich in ihrer phantastischen Tracht als Bauernmädchen entzückend aus, aber sie sang ihre Couplets so schreiend falsch, dass sie selbst es merkte und in schlechte Laune gerieth. Madame de Rémusat war seit dem Frühstück beleidigt und sagte die einfachsten Repliquen mit einer Art von kühl tragischem Pathos, der die ganze Welt zur Zeugenschaft aufrief, was für eine Märtyrerin sie sei. Madame Junot war verletzt und erbittert, dass sie gezwungen war, in diesem Gaukelspiel, einer Art Apotheose von »Carl und Carolinens« zärtlichen Gefühlen — mitzufigurieren, und musste ihre ganze Kraft aufbieten, nur um sich beherrschen zu können. Junot war eigentlich der einzige, der diesen Abend Ehre aufhob. Er war immer einer der Hauptkräfte der Truppe gewesen, und bei dieser Gelegenheit spielte er mit einer Verve und einem Feuer, die sogar die banale Gelegenheitspoesie des Herrn von Longchamps adelten. Er spielte einen jungen Bauern, der nach der Schlacht von Jena in sein Dorf heimkehrt und seine geliebte »Caroline«, ein Bauernmädchen aus Rueil, von einem lockenden Provinzstutzer sehr in Anspruch genommen findet. Aber Dank der guten Fee, die in Malmaison wohnt, (der Kaiserin) löst sich alles in die schönste Harmonie auf, und der Maire von Rueil kann in der letzten Scene das hart geprüfte

Paar vereinigen. Junot fand starke und echte Töne, sowohl für den Enthusiasmus des jungen Soldaten über die Siege in Deutschland, wie für seinen Schmerz, seine Angst, seine Zärtlichkeit und schliesslich für das jubelnde Glück, seine Geliebte zu besitzen. Die Prinzessin spielte — wie immer — gleich einer Porzellanpuppe; sie verlor allzeit auf der Bühne ihr sonst so natürliches Wesen, wurde übertrieben und geschmacklos sentimental in ihrem Pathos. Alle im Saal, die sich ein bischen auf Schauspielkunst verstanden, und das thaten die meisten, seufzten bei der Erinnerung daran, wie ganz anders man in Malmaison vor 5—6 Jahren gespielt hatte, als Hortense de Beauharnais noch selbstverständlich die Primadonna war.

Doch als »Carl« zum Schluss des Stückes unter dem gerührten Jubel der Zuschauer, halb kniend, mit ausgebreiteten Armen sich an die endlich eroberte Braut wendete, kam plötzlich Leben in die fürstliche Schauspielerin. Es ging ein Beben, fast ein Zucken, über den ganzen, feinen Körper der Braut; auf den früher so blassen Wangen breitete sich unter der Schminke eine warme Röthe tief nieder über den sammtweichen Hals, ihre Augen strahlten plötzlich auf, und während sie sie lachend senkte, stimmte sie ungewöhnlich rein, zart und verschämt nach der Melodie: »*Oh, ma tendre Musette*« das letzte Unisonocouplet der Liebenden an:

»Trotz aller Gefahren, trotz aller Schlingen,
Für immer gehöre ich Dir, mein Freund.«

Und als der Vorhang gefallen war, und die Spielenden auf der Scene immer noch den Rufen und dem Beifall des Publikums lauschten, ruhten die Blicke von »Carl« und »Caroline« unbeweglich und entzückt in einander. Das ganze Gesicht des jungen Soldaten strahlte verklärt, als sei ihm plötzlich eine Himmelsoffenbarung zutheil geworden, während Monsieur de Brigode, der besiegte Provinzstutzer, verstohlen

lächelnd Monsieur de Montbreton, der den Maire dargestellt, zuflüsterte:

»Der Gouverneur von Paris spielt allzu naturgetreu. Die Prinzessin scheint auch endlich von seinen Lektionen zu profitieren. Gott weiss, ob sie nicht öfter als wir Probe gehalten?«

Nachher tanzte man in der Galerie, wie in alten Tagen. Madame Junot sass still neben der Königin von Neapel. Sie war todmüde nach all den Aufregungen und Anstrengungen, an denen der Tag so reich gewesen, und versuchte kaum mehr ihre schlechte Laune zu verbergen. Sie sah ihren Mann ein ums anderemal mit der Schwester des Kaisers tanzen; sie sah ihre Augen sich im Schein der Wachlichter treffen und sie errieth, was die ganze Welt nun auch zu errathen schien!

Sie fühlte sich diesen Abend so tief und bitter gedemüthigt wie niemals vorher; sie dachte an das Gespräch, das sie ein paar Wochen vorher gehabt; wie sie ihm so ehrlich gezeigt, was in ihrer Seele vorging; wie sie mit einer Selbstverleugnung, die ihr gar nicht leicht fiel, sich selbst, ihre Gefühle als Weib und Gattin, in zweite Linie gestellt, und ihm vor allem ernstlich von der Gefahr gesprochen hatte, der er sich in politischer Hinsicht aussetzte, indem er es mit des Kaisers Feinden hielt. Ja, Feinden! Sie wusste es, und Napoleon mit seinem unbestechlichen Scharfsinn würde in dem Augenblick, wo er den Fuss zum erstenmal wieder in die Strassen von Paris setzte, verstehen, was vor sich ging. Heute abend entdeckte sie jedoch eine Menge mehr als sie bisher gesehen. Schon seit dem letzten Herbst hatte sie klar begriffen, dass Murats Gemahlin es mit Absicht auf den Gouverneur von Paris, die politische Persönlichkeit, angelegt hatte. Dass sie, um ihn für ihre Partei zu sichern, im Fall es plötzlich in Frage käme, einen Nachfolger für den Kaiser auszurufen,

sich selbst, ihre Schönheit, ihre Weiblichkeit zum Preis darbot; aber heute abend, heute abend

Heute abend sah sie, begriff sie plötzlich mit ihrem weiblichen Instinkt, dass Caroline Junot auch liebte, dass seine stattliche, blonde Männlichkeit vermocht hatte, der Prinzessin feurige, immer wache Sinne auch zu erobern. Sie sah, dass nun, diesen Abend wenigstens, er seiner hohen Dame Herr war. Seit vielen Jahren kannte Laure Caroline Bonaparte; — wenn sie sie mit diesem Lächeln sah, mit diesen halbgeschlossenen Augen sich im Walzer dicht in Junots Arme schmiegen, so wusste sie, dass er auf der Stelle hätte alles von ihr fordern dürfen, und sie hätte ihm gehorcht. Und Laurette kannte auch die Macht, welches ein Weib, das wirklich liebt, über den Mann besitzt. Erst nun zitterte sie im Ernst davor, ihn zu verlieren.

Die freundliche Königin Julie ergriff ihre Hand und drückte sie wiederholt. Ach, — sie hatte auch Erfahrung; sie verstand mehr als gut, was hier vorging. — »Sie werden so bleich, liebe Laurette, — kommen Sie mit mir ins Boudoir. Sie in Ihrem Zustand, — Sie bekommen Schwindel und Uebelkeiten, nur vom Zusehen, wie all diese Menschen sich herumdrehen . . . Kommen Sie!«

Die Königin zog Laurettes Arm durch den ihrigen, und willenlos liess Madame Junot sich ins nächste Zimmer führen. Sie hörte, dass nach Orangeblüthenwasser gerufen wurde, und sie schluckte etwas, das man an ihre Lippen brachte. Die ganze Zeit über hatte sie die deutliche, unangenehm demüthigende Empfindung, dass all diese freundlichen Damen sie bedauerten, und ihr Stolz half ihr endlich, die Schwäche zu besiegen. Mit Aufbietung ihres ganzen starken Willens erhob sie sich und sagte:

»Es ist zu lächerlich! Erst fällt die Grossherzogin in Ohnmacht, und nun bin ich nahe daran, ihr Gesellschaft zu leisten. Ihre Majestät hat an ihrem Namenstag nichts als barmherzige Schwester zu sein!«

Sie stand auf und wollte sich den Wagen verschaffen. In diesem Augenblick trat Prinzessin Caroline herein.

»Aber wir können doch unmöglich dran denken, sie allein fahren zu lassen, die liebe Laurette« — wendete sie sich an ihre Schwägerinnen. »Warten Sie einen Moment, bis ich gehe; so können Sie in meinem Wagen fahren; er ist bequem und geräumig. Nicht wahr, Junot,« — sie kehrte sich an den General, der hinter ihr hereintrat, »es wäre wohl am besten; wenn Ihr beide mit mir nach Hause führet?«

Junot schien das bedenklich zu sein, — er beugte sich über seine Frau.

»Eure kaiserliche Hoheit sind allzu gütig aber Was sagst Du dazu, Laurette?«

Die Frau Gouverneurin von Paris sah auf. Über ihr blasses Gesicht glitt es wie ein schwacher Widerschein ihres gewöhnlichen, fein ironischen Lächelns.

»Ich sage wie Du; Ihre Hoheit ist allzu gütig; lass uns danken.«

Königin Julie schüttelte den Kopf und sah mahnend, bedeutungsvoll die Kaiserin an, die auch Einwendungen zu machen versuchte. Aber Laurette war unerschütterlich.

»Es war nichts, ein bischen Schwindel, es ist schon vorbei,« sagte sie munter und sah sich im Kreise um. »Sie, meine Damen, glauben natürlich alle mit einander, dass der Kleine auf der Landstrasse zwischen Rueil und Paris geboren werden wird; in diesem Fall hoffe ich, dass Eure Majestät noch einmal uns die Ehre erweisen, Pathin zu sein.«

Die Damen lachten und begannen einander flüsternd Kindbettgeschichten zu erzählen, — sie wussten alle die merkwürdigsten, die sie von Madame Frangeau und Doktor Baudelocque gehört hatten. Die eine übertraf die andere. Draussen in der Galerie tanzten sie fort.

Spät erst kam Madame Junot endlich in der prächtigen Equipage der Grossherzogin zur Ruhe. Sie sass auf dem Vordersitz neben Caroline, gegenüber der Hofdame Mademoiselle oder, — wie sie auf Grund ihres Alters und besonderer Umstände wegen das Recht hatte genannt zu werden, — Madame de la Grange. Der Prinzessin gegenüber sass Junot. Ungeachtet die Nacht ziemlich kalt war, klagte ihre Hoheit die ganze Zeit über Hitze. Sie zog beständig mit scherzhaftem Trotz den Shawl von ihren nackten Schultern, so dass ihr Cavalier ein ums anderemal gezwungen war, ihn mit zärtlicher Gewalt ihr wieder umzulegen, und sass und wehte sich mit ihrem Fächer im Wagen Luft zu.

Plötzlich schien es, als ob das Übelbefinden von heute morgen wiederkäme. Sie brach das Gespräch mit einem leisen Schrei ab und fiel mit der Hand auf dem Herzen gegen die Rückenlehne. Junot stiess die Wagenthür heftig auf. Im Schein der Laternen sah er das bleiche Gesicht der Prinzessin auf den weissen Seidenkissen der Equipage ruhen. Er griff erschrocken nach ihren Händen. »Helfen Sie mir hinaus,« murmelte sie schwach, »ich will gehen; ein bischen frische Luft«

Junot trug sie förmlich auf seinen Armen aus dem Wagen. Seine Frau, die bisher ausgesehen hatte, als ob sie schlief, wendete den Kopf und schaute ihnen nach. Madame de la Grange bereitete sich verlegen vor, auch auszusteigen. Die Frau Gouverneurin von Paris hielt sie zurück.

»Ich bitte Sie, Madame, bleiben Sie doch sitzen —! Es muss doch jemand hier sein, um die fürstliche Würde aufrecht zu erhalten.«

»Sie haben recht; aber die arme Grossherzogin . . . Eine solche Nervenattaque« . . .

Madame Junot antwortete nicht. Mademoiselle de la Grange setzte sich nieder, unentschlossen.

Nach einer Viertelstunde kam Junot wieder. Die

Prinzessin stützte sich schwer auf seinen Arm; sie war noch bleich, aber ihre Augen strahlten im Schein der Fackeln, welche die Lakaien vor der Wagenthür hielten. Sie setzte sich wieder neben Madame Junot und nahm sie liebkosend um den Leib.

»Erchrakst Du, meine liebe Laurette?« Madame Junot lächelte; sie war fast noch bleicher als die Prinzessin. Sie schüttelte den Kopf und sagte artig: »Ich bedaure natürlich, dass Eure Hoheit in einem so unbequemen Moment von dieser . . . Attaque befallen wurden, aber da mein Mann mit Ihnen war, wusste ich ja, dass nichts Beunruhigendes passieren konnte, — und noch obendrein während eines Nachtsparziergangs auf der Landstrasse.«

Es war über drei Uhr, als der Wagen endlich vor dem Palais Elysée hielt. Der Gouverneur von Paris gab der Prinzessin die Hand, um sie hinauf in ihre Wohnung zu führen. Der Kutscher erhielt den Befehl nicht zu warten, und im Wagen der Grossherzogin fuhr Madame Junot nach ihrem Hôtel auf den Champs-Élysées, — allein.

VII

*»La seule différence entre eux et moi,
c'est qu'ils sont des descendants et que
moi — je suis un ancêtre!«*

*Mot du Général Junot
(rapporté par Mme de Rémusat).*

In dem grossen Hôtel der Champs-Élysées ging das Leben seinen glatten Gang. Jeden Morgen nach dem Frühstück empfing die Frau Gouverneurin von Paris ihre täglichen Besuche, den Grafen Louis de Narbonne, Madame Marmont und Madame Zajaczek, nebst ein paar anderen ihrer nächsten Freunde; jeden Abend hielt sie, wie gewöhnlich, offenes Haus. Da fanden sich gewöhnlich, ausser den Freunden und Bekannten aus der Gesellschaft, auch fast alle Fremden von Bedeutung ein, die sich diesen Winter in Paris aufhielten: deutsche Fürsten, die zum Rheinbund geschworen, holländische Finanzmatadore, Polen, Italiener, Spanier und Portugiesen, — diese nannten Madame Junot immer noch ihre Gesandtin. Dann war ein Tag für Junots Spielgesellschaft bestimmt, — dieselbe, welche sich sonst bei Talleyrand zu versammeln pflegte, — ein anderer für die mehr officiellen wöchentlichen Empfänge in grossem Stil, wo die Beamten, die Officiere der Garnison und die Honoratioren der Stadt mit ihren Damen der Frau Gouverneurin von Paris ihre Aufwartung machten, u. s. f. u. s. f. in Unendlichkeit.

Madame Junot war jedoch diese grosse Geselligkeit schon so sehr Gewohnheit, dass sie sie kaum — nicht einmal jetzt! — genierte. Sie war von Natur aus *grande dame*, und die Verhältnisse hatten sie in den Vordergrund des lärmenden, reichen, wechselnden, kosmopolitischen, grossstiligen Gesellschaftslebens geschoben, das man nun in Paris zu führen begann. Unter dem Königthum war Paris eine Provinzstadt gewesen, in Vergleich zu dem, wozu es sich unter dem Konsulat und dem Kaiserthum entwickelte; — es war nun der Mittelpunkt von Europa, die Hauptstadt der Welt. Und der Kaiser wollte, dass man sich unterhalte. Während er und sein Generalstab sich mit einem Bivouac in Osterode oder einem Holzhaus in Finkenstein begnügten, forderte er, das man in Paris »Europa imponiere«. Madame Junot schonte sich nicht; — sie wusste, dass Seine Majestät auf sie rechne, um würdig die Honneurs für seine »gute Stadt Paris« zu machen.

Allein in der letzten Zeit begann sie dennoch müde zu werden. Am Abend, bei den grossen Empfängen, verliess sie nicht mehr ihre Chaiselongue, welche, nachdem die »Turkomanie«, seit dem Bund des Kaisers mit Sultan Selim, das einzig Seligmachende war, mit vielfarbigen Seidenkissen und einem »*couvre-pied*« aus echten Goldspitzen als orientalische Ottomane arrangiert war. Da lag sie nun Abend um Abend, den offenen Seidenrock über der losen Blouse aus indischem Musselin, um den Kopf den jetzt unentbehrlichen Turban, welcher mit einer Perlenschnur umwickelt war: eine richtige Haremskönigin, — aber *à la française!*

Es war nun einer der allerersten Juniabende. Im grossen Salon mit den ungeheuren Kronleuchtern, den angezündeten Kandelabern und Lampen an allen Wänden, war es zum Ersticken heiss. Die Fenster auf die Champs-Élysées hinaus waren offen; die milde, stille Abendluft strömte herein, untermischt mit dem Duft der blühenden

Linden im Hof und der Feuchtigkeit des Sommerregens, der den Staub der Strasse gebunden hatte. Es war schon ziemlich spät und mehrere Gäste hatten sich schon entfernt; bloss der Hausfreund Kardinal Maury und einige Damen, darunter Madame Lannes, weilten noch rings um die Chaiselongue der Hausfrau. Im Salon nebenan spielte man an ein paar Tischen.

Die Grossherzogin von Berg und Cleve beendigte eine Partie Whist mit dem Gouverneur von Paris, dem Herzog von Aubusson de la Feuillade und dem Grafen de Narbonne. Durch die Thür bemerkte man die prachtvolle Büste der Prinzessin mitten vor dem Tisch und die gebeugten Köpfe der Herren, welche, die grossen Dreispitze unter dem Arm dicht an sich gedrückt, behende ihre Karten handhabten.

Da öffneten sich noch einmal die Thüren weit und der Lakai rief mit lauter Stimme:

»Seine Hoheit, der Prinz-Erzkanzler.«

Cambacérès trat ein. Er sah unverändert noch gerade so aus, wie er ausgesehen, als er im Convent für den Tod des Königs stimmte, oder wie er vor sechs Jahren in Malmaison unter Scherz und Gelächter mit dem Ersten Konsul im Grünen zu Mittag gegessen. Sein langes, gelbes Gesicht war noch ebenso vertrocknet und ernst, wie es allzeit gewesen, seine lange Nase noch ebenso feierlich melancholisch, sein langes Kinn begrub sich noch ebenso würdevoll in dem langen Spitzenjabot. Er trug noch den gepuderten Haarbeutel und den langen, gestickten Seidenrock des Direktoriats und glich im Ganzen vollständig einer Magistratsperson aus der Provinz.

Er ging voll Ernst auf Madame Junot zu, die sich erheben wollte, und sagte mit seiner langsamen, schlep-penden Stimme:

»Ich bitte Sie, Madame, bleiben Sie nur liegen.« Er beugte sich nieder und küsste sie auf beide Wangen. Die übrigen Gäste machten Seiner Hoheit artig Platz; er setzte

sich neben die Chaiselongue in den Fauteuil, nahm mit einer Verbeugung die Prise, welche Kardinal Maury ihm bot, zwischen zwei Finger, und indem er langsam, mit einer gewissen Grazie, die Finger an die Nase führte, sagte er ebenso langsam:

»Ich habe eine grosse Neuigkeit für Sie, Madame.«

»Ich bitte Euere Hoheit, sagen Sie es doch gleich! Seine Eminenz war in der letzten halben Stunde ganz ausserstand, etwas Neues zu finden.«

»Es hat Seiner Majestät gefallen, für seine treuen Waffenbrüder eine neue Würde zu schaffen. Er hat einen Herzog ernannt.«

»Wen?« riefen alle Damen auf einmal.

Cambacérés sass mit den Händen über dem Magen und liess die Daumen um einander schnurren.

»Rathen!« sagte er phlegmatisch.

»Den Marschall Lannes, natürlich!« rief Madame Junot, indem sie, gleichsam glückwünschend, den Arm nach Madame Lannes' Hand ausstreckte.

»Das ist allzu wahrscheinlich; so was könnte ja ein Kind errathen! Nein; Seine Majestät hat das viel schwieriger gemacht.«

»Also wen denn, in aller Welt? . . . Masséna? — — Duroc?« . . .

Der Erzkanzler schüttelte den Kopf. Niemand hat es errathen.« — Er sah sich triumphierend um. «Lefebvre! Er heisst nun Herzog von Danzig.«

Sie schauten einander an und brachen dann alle in ein lautes Gelächter aus. Sogar Cambacérés lachte. Die Spielenden unterbrachen ihre Partie und kamen herbei.

In diesem Moment wurden die beiden Flügel der Thüre wieder aufgerissen: »Die Frau Marschall Lefebvre!« meldete der Lakai.

Die Dame mass ihn mit den Augen, als sie an ihm vorbeiging. Ihr dickes, rothes Gesicht war noch auf-

geblasener als sonst. Sie bewegte die Ellbogen nach aussen hin, — es sah aus, als schicke sie sich zum Fliegen an.

Diesmal stand Madame Junot auf. Sie ging der Marschallin ein paar Schritte entgegen und mit immer noch lachenden Augen sagte sie:

»Gestatten Sie mir, Sie als Herzogin von Danzig zu begrüßen!«

Die neue Herzogin blinzelte der Frau Gouverneurin von Paris leicht zu, ohne zu antworten. Sie wendete sich nach dem Lakaien um, der die Thür noch nicht zugebracht hatte, und nickte triumphierend.

»Siehst! — Nicht wahr, jetzt schämst Dich, Bursch?«

Das Gelächter, das man nur einen Augenblick zurückgedämmt hatte, brach nun mit neuer Kraft aus. Madame Junot lachte so heftig, dass sie Thränen in die Augen bekam. Ohne der neuen Herzogin einen Platz anzubieten, musste sie sich erschöpft auf die Chaiselongue niedersetzen. Sie trocknete sich die Augen und wiegte sich krampfhaft hin und her. Und als das Gelächter endlich zu versiegen schien und man sich die Thränen abwischte, begann es plötzlich wieder durch ein unterdrücktes Kichern, durch einen Blick über das Taschentuch hinweg mit erneuter Heftigkeit. Sie lachten beim Gouverneur so, dass man es durch die offenen Fenster über die ganzen Champs-Élysées hörte. Madame Lefebvre, die an die Munterkeit, welche sie stets erweckte, allzu gewöhnt war, ja, sich durch sie geschmeichelt fühlte, nahm das gar nicht übel auf; im Gegentheil. Sie liess sich in einen Fauteuil nieder, den ihr hinzuschieben Junot Geistesgegenwart genug gehabt, und lachte ebenso herzlich wie die Anderen.

Plötzlich gellte ein Ausruf des Schmerzes durch das Gelächter. Madame Junot, die versucht hatte, sich neuerdings zu erheben, taumelte, die Hand an die Seite gepresst, und wäre gefallen, wenn ihr Mann nicht erschrocken herzu geeilt wäre.

Das Gelächter hörte sofort auf. Die Damen sahen einander an: selbstverständlich, es war das.

»Senden Sie gleich um Marchais und Baudelocque,« befahl die Grossherzogin von Berg entschlossen, indem sie rasch herbei eilte. Und sie zog mit höchsteigener Hand heftig am Glockenstrang.

»Ich versichere Euerer kaiserlichen Hoheit,« murmelte Madame Junot und winkte abwehrend mit der Hand, »es ist nun wieder vorbei.«

Es standen Früchte und Wein auf dem Salontisch. Graf Louis de Narbonne füllte ein Glas bis zum Rand mit dunkelrothem Burgunder.

»Trinken Sie, *Madame la Gouvernante!* Und wenn Sie niemals Wein getrunken, so bringen Sie nun dem ältesten Sohn Junots den Willkommgruss in dem Wein seiner Heimat!«

Madame Junot lächelte, nahm das Glas, das im Licht rubinroth funkelte, führte es an ihre Lippen und reichte es dann ihrem Mann. Junot leerte es in einem Zug. Seine Augen waren feucht und strahlten, als sie seine Gattin suchten.

»Beeilen Sie sich, Madame Junot,« sagte Madame Lefebvre ruhig in ihrem schleppenden, schlechten Dialekt; »so kann der Kardinal Maury den Buben gleich taufen. Gevatter giebt's hier ja genug.«

Sie lachten alle wieder. An der Thür stand Madame Junots alte Kammerjungfer Joséphine, welche den Befehl der Grossherzogin ausgeführt hatte und nicht wieder zu gehen wagte.

Junot strahlte vor Freude; sein Blick verliess Laurette nicht. Er war in diesem Moment vollkommen überzeugt, dass er endlich einen Sohn bekommen würde.

Es begann eine neue Wehe. Madame Junot drückte sich kramphaft in den Arm ihres Mannes.

»Das ist ein ungeduldiger Junge, Junot,« sagde Madame Lefebvre wieder. »Er wird seinem Vater ähnlich.«

»Ah, seine Mutter ist auch nicht wegen ihrer Geduld berühmt!« fiel Kardinal Maury ein.

Junot trug fast seine Frau in ihr Schlafzimmer. Er dachte nicht einmal daran, die Grossherzogin zu ihrem Wagen zu geleiten.

Caroline war nicht kleinlich. Ohne sich verletzt zu fühlen, nahm sie die Hand des Grafen von Narbonne und liess sich von ihm hinabführen. Noch bei der Thür gab sie in ihrer entschlossenen und auskunftsreichen Art Madame Lallemant und der Kammerfrau Befehle und Rathschläge. Seine Hoheit der Erzkanzler und Madame Lannes folgten ihr.

Aber die übrigen Damen hatten nicht Lust zu gehen. Sie begleiteten alle Madame Junot ins Schlafzimmer.

Die Schmerzen nahmen in beunruhigendem Masse zu. Madame Lefebvre, die ein ebenso verständiges, wie erfahrenes Wesen war, nahm sich des armen Gouverneurs von Paris an, der, als er seine Frau so entsetzlich leiden sah, sich alles eher denn heldenmüthig aufführte.

»Nun, nun, General! Nur ein bisschen Geduld! Sitzen Sie doch nicht so da und machen sie verzagt! Sie lassen ihr ja gar nicht die Zeit zu verrichten, was sie soll.« — Und mit ihren kräftigen, rothen Händen nahm die Herzogin von Danzig ihn bei den Schultern und führte ihn mit Gewalt aus dem Zimmer.

»Passen Sie jetzt auf ihn!« rief sie den Adjutanten, Monsieur Prévost und Graf de Narbonne zu, welche die Prinzessin hinabgeleitet hatten und eben wieder zurückkamen. »Mischt euch nur nicht in unsere Angelegenheiten. Zu der Arbeit, die hier geschehen soll, gehören Frauen!«

Die neugebackene Herzogin legte entschlossen die *chérusque* und den Mantel ihrer Hoftracht ab — sie kam direkt aus den Tuileries, wo sie der Kaiserin Joséphine gedankt hatte, und sagte zu Marchais, der gerade herein kam:

»Herr Marchais, glauben Sie, dass man für die arme Kleine etwas thun kann? Sie wissen, der erste Bub, — ich verstehe mich drauf; das ist eine Teufelgeschichte!«

»Lassen Sie sie aufstehen und die vier Bettpfosten küssen, während sie an die heilige Jungfrau denkt. Das verheilt die Schmerzen,« sagte eine der Damen.

»Gott, wie können Sie nur daran denken, sie aufstehen zu lassen! Das wäre ja der sichere Tod für das Kind!« rief eine Andere. »Nein, man muss ihr einen Rosenkranz unter den Kopf legen; das ist das einzige Mittel, welches hilft.«

Der Accoucheur Marchais — es war ein kleiner Kerl mit einer grossen, weissen Schürze über den Kniehosen, einem langen, grauen Haarbeutel im Nacken, einer colossalen Diamantnadel in der Brust und grossen, runden Brillen, die ihm stets auf die Nasenspitze herabglitten, — rief mit hoher Fistelstimme:

»Meine Damen! meine Damen! Entweder Sie müssen schweigen oder Sie müssen gehen. Da ersteres unmöglich ist, so . . .« Er öffnete die Thür.

Madame Lefebvre überschaute die Situation. »Er hat recht, — das ist unmöglich!« sagte sie resolut. »Lasst uns gehen, meine Damen!« Sie schnappte im Vorüberstreifen die *chérusque* und den Hofmantel auf, die sie auf die Fussbank hingeworfen, und befahl für sich den Wagen.

»Ich glaube, es werden Zwillinge,« sagte sie sachkundig draussen im Salon zu Junot, als sie Abschied nahm. — »Nun, Mensch! Kopf in die Höh'! Denken Sie nur dran, wie der Kaiser sich freuen wird!«

Eine Equipage nach der anderen verliess das Hôtel des Gouverneurs. Im schwarzen Schlafzimmer, das nun, von gewaltigen Kandelabern erleuchtet, vor grüner, golddurchwebter Seide und Bronzeornamenten glitzernd, in all seiner dunkeln Pracht strahlte, lag Madame Junot noch in ihrer orientalischen Seidenblouse auf dem hohen, breiten Bett.

Es war nun lange her, seitdem die Wehen sich eingestellt; sie lag wie todt, bleich und unbeweglich. Marchais berieth sich leise mit Madame Lallemand und der Kammerjungfer Joséphine.

»Wenn das fort dauert, so müssen wir sie zur Ader lassen. Es lässt sich nichts Anderes thun.«

Sie holten gleich das Waschbecken aus vergoldetem Silber. Der kleine Mann zog Madame Junots weissen, nackten Arm hervor und beugte sich mit der Lanzette darüber.

In diesem Augenblick guckte Junot durch die Thür. Sobald er sie nicht mehr schreien hörte, — diese furchtbaren Schreie, die ihn fast verrückt machten, wenn er sie hörte, so glaubte er, es sei ein Unglück geschehen, sie sei todt.

Da sah er sie nun ganz still und unbeweglich da liegen in ihrer phantastischen, nun aufgerissenen und unordentlichen Haremstracht, unter dem Schein der Wachlichter todtenbleich. Und im Moment, wo er hereinkam, spritzte aus dem gestochenen Arm der rothe Blutstrahl auf. Mit einem Ruf unbeherrschter, gewaltsamer Verzweiflung stürzte er neben dem Bett auf die Knie.

Sie schlug die Augen auf und begegnete eine Sekunde dem Blick ihres Mannes. Plötzlich stiess sie einen langen jammernden Schrei aus, — jenen unheimlichen Schmerzensschrei, der sich nur in der Kehle eines gebärenden Weibes findet; — Marchais musste Gewalt anwenden, um den Gouverneur zum gehen zu veranlassen.

»Wenn nur die Schmerzen ernstlich beginnen Ich stehe Ihnen dafür ein, dass Sie in einer halben Stunde den Jungen im Arm halten!« Und er riegelte die Salonthür zu.

Ueberall, — auf Gängen und Treppen, — überall im ganzen, grossen Hôtel brannte Licht. Die Mägde trugen Schäffer mit warmem Wasser hin und her; zwei Stall-

knechte sprengten zu Pferd vom Hof, mit dem Befehl, Paris zu durchsuchen, bis sie Doktor Baudelocque fänden; im Ankleidezimmer der Hausfrau nahm Madame Lallemand die *layette* heraus

Da gellte der erste zarte Schrei des jungen Erben durch das Haus Joséphine rief durch die Thür dem Adjutanten zu, der sich freiwillig als Posten dort hingestellt:

»Monseigneur hat einen Sohn!«

Als Junot bleich und ganz überwältigt eintreten durfte, lag seine Frau matt und still auf dem nun geordneten Bett, die weissen Laken ehrbar bis an's Kinn hinaufgezogen. Und neben ihr auf dem Kissen ein anderer, kleiner Kopf, roth und runzelig, auf den sie hinwies.

»Da hast Du Deinen Sohn,« sagte sie bloss.

Die Augen der beiden Gatten trafen sich über dem Kopf des Kindes. Es war nicht länger zwischen ihnen die Rede von Abbitte und Vergebung. In diesem Moment verstanden sie gewiss beide, dass sie trotz aller Fehlritte, trotz Kampf und Zwist einander liebten; — dass alle Bande, die sie an andere Menschen binden mochten, wie sprödes, vertrocknetes Gras waren im Vergleich zur starken, zähen, sich ewig erneuernden Liebe, die sie beide vereinte. In diesem langen Blick über dem Haupt des Sohnes sagten Mann und Frau einander alles, was sie sich mochten zu sagen haben. Sie lächelte; es war ein geheimnisvoller Siegesjubel in ihrem Lächeln, den bloss er verstand.

Kardinal Maury und Graf Louis de Narbonne, die treulich die ganze Zeit über im Salon gewartet hatten, steckten nun diskret die Köpfe durch die halboffene Thür. Die junge Mutter nickte vom Bett aus, wo die Frauen Wache hielten, ihnen schwach zu.

Junot war nun wieder ganz er selbst, übermüthig, toll vor Freude.

»Ich erlaube mir, meine Herren, Ihnen ein Pathenkind des Kaisers, meinen kleinen Napoleon zu präsentieren!« sagte er und hob den Knaben hoch in die Luft. »Und Du, mein Sohn, lass mich Dir die heilige gallikanische Kirche und Deines Landes legitimen Adel vorstellen. Pah, — legitim! Der da, — er ist so »legitim« wie irgend wer; die zweite Generation des Adels der Revolution und des Kaiserreichs! Denn der Unterschied zwischen mir und Ihnen, mein lieber de Narbonne,« — er schlug ihn laut lachend auf die Schulter, — »es ist, bei Gott, nur der, dass Sie ein Nachkomme sind, aber ich dagegen, ich bin Stammherr!«

VIII

*»C'est aujourd'hui l'anniversaire de
Marengo! C'est un jour heureux pour
nous!«*

Napoléon (en route pour Friedland).

*»Car je me regarde comme l'homme
le plus audacieux en guerre qui peut-être
ait jamais existé.«*

Napoléon (à Ste. Hélène).

Als Danzig am Schluss den Monates Mai endlich gefallen war, begannen die Eingeweihten zu verstehen, dass man sich nun der entscheidenden Epoche des Krieges näherte. Der Kaiser hatte nach der Schlacht von Eylau den Winter damit verbracht, seine Armee zu rekrutieren und zu organisieren, und wartete nur auf trockenes und warmes Wetter, um die Campagne wieder zu eröffnen. Junot wurde eifriger denn je im Studium der kolossalen Karten vom Kriegsschauplatz, die er sich angeschafft und in seinem Kabinet placiert hatte. Ganze Regimenter von Stecknadeln markierten auf ihnen die Stellung der beiden, feindlichen Armeen. Er konnte stundenlang über sie gebeugt da sitzen und wurde niemals müde, seiner Frau die vielen kombinierten Bewegungen zu erklären, die er mit seinen ungleichköpfigen Stecknadeln vornahm. Mit der Kompetenz eines intelligenten und erfahrenen Soldaten pries er warm Napoleons überlegene Kunst, die als Winterquartier nach Eylau die Stellung an der Passarge bezog. Von diesem Punkt aus war er nämlich imstand, sowohl die Belagerung

von Danzig zu decken als auch gegen die Coalitionsarmeen Front zu machen, die bloss auf eine passende Gelegenheit warteten, sich auf ihn zu werfen; ausserdem konnte er von hier aus aber auch den grössten Nutzen aus den Hilfsquellen ziehen, welche das bezwungene Deutschland ihm in diesem Augenblick darbot. Er wollte, sie solle recht verstehen, welch ein beispielloser genialer Zug es war, eine ganze Armee von ein paarmal hunderttausend Mann friedlich am anderen Ende des feindlichen und verbündeten Europa überwintern zu lassen. »Welchen Respekt,« rief er begeistert aus, »müssen wir nicht verstanden haben, der Welt einzufliessen! Am Weichselfluss bivouakieren französische Soldaten monatelang unangetastet und ebenso sicher, als lägen sie an der Seine oder der Rhône! Und das mit vier offen feindlichen Mächten vor sich und Oestreich hinter sich, das wie eine Katze lauernd da liegt, die auf Raub ausgeht und auf die erste Gelegenheit wartet, um die Krallen vorzustrecken. Und wie vom Himmel her, zwischen den Schneewehen in Polen, regiert der Kaiser sein weites Reich ebenso umsichtig, ebenso sicher wie aus seinem Kabinet in den Tuileries! Begreifst Du, Laure, dass, was nun in Polen vorgeht, etwas in der Weltgeschichte einzig Dastehendes ist?« . . . Und in Verzweiflung darüber, nicht dabei sein zu können, schob er ungeduldig die Karten von sich.

Es war nun gegen Schluss des Juni. Madame Junot hatte den ganzen Tag in Raincy verbracht. Als sie des Morgens früh erwachte und die Sonne von einem klarblauen Himmel auf die blühenden Linden ihres Hofes herabscheinen sah, während der feine Morgendunst, welcher immer einen warmen Tag verkündigt, sich langsam über das kaum erwachte Paris vertheilte; da hatte sie, die Residenzdame par préférence, plötzlich die Sehnsucht nach dem Lande ergriffen, die Sehnsucht nach Ruhe und Stille, nach

dem Wald von Raincy und nach den jungen Rosen auf der Terrasse. In Hast liess sie sich ankleiden und den Wagen anspannen.

Sie hatte anfangs nur die Absicht gehabt, eine Morgenspazierfahrt zu unternehmen, — sie war nun so lange an die Chaiselongue gefesselt gewesen, dass sie ein bisschen frische Luft ganz gut brauchen konnte; — doch als sie endlich hinauskam, da übte Raincy seinen gewöhnlichen Zauber auf sie aus, und sie konnte sich davon nicht losreissen.

Es war nun vollständig Sommer geworden. Die alten Bäume ringsum das Schloss erhoben sich wieder stark und rank, mit grossen, dunkelgrünen Blättern und jungen, geschmeidigen Sprösslingen, die braun und röthlich glänzten. Der Rasenplatz breitete sich grün und üppig vor ihr aus bis zum Park, der in der Ferne mit bläulichen Schatten in den Bondywald überging. Laurette setzte sich auf die Terrasse, — auf ihrem Ruhesessel faul ausgestreckt, die Hände lose im Schooss liegend. Das Buch, in dem sie gelesen, war längst auf den Boden gefallen; — da lag es nun, seinen blauen Einbanddeckel nach oben, und streckte sich in der Sonne. Es war »Corinne«.

Laure fühlte sich von dem kaum überstandenen Kindbett noch matt und sie, die sonst gewohnt war, kaum einen Augenblick ohne Gesellschaft zu verbringen, und die Einsamkeit kaum anders als dem Namen nach kannte, war heute glücklich darüber, allein sein zu können, hier in der Sonne zu liegen und sich braten zu lassen, während die Tauben aus der offenen Volière auf die Terasse flogen, vor ihr herum gingen, girrten und sich schnäbelten. Zum erstenmal nach langer Zeit empfand sie wirkliche Ruhe, Gleichgiltigkeit.

Plötzlich fuhr sie auf beim Schall von starken Hufschlägen in der Allee. Sie erhob sich auf die Ellbogen und horchte eifrig. Gleich darauf hörte sie auf der Stein-

treppe, die zu Terasse führte, Sporen klingen. Sie erhob sich und ging ein paar Schritte dem Schloss zu.

Es war der Gouverneur von Paris, der kam. In Generalsuniform, den Husarendolman über den Schultern, kam er lärmend über die grosse Treppe herauf. Er winkte ihr eifrig mit einem Blatt Papier zu, das er in der Hand hielt.

»Eine solche Ausreisserin, wie Du bist! Zwingst mich da spornstreichs von Paris nach Raincy zu reiten, bloss weil ich es nicht vertragen kann, dass Dir jemand Anderer vor mir die grosse Neuigkeit erzählt! Rathe einmal, was es ist!«

»Das ist nicht schwer zu errathen,« sagte sie froh und mit grosser Sicherheit. »Der Kaiser hat natürlich einen neuen Sieg gewonnen.«

Junot wurde ärgerlich, dass sie es gleich hatte errathen können. »Natürlich!« sagte er ironisch. »Ihr seid so verwöhnt, Ihr Pariserdamen, die Ihr in Eueren Seidenbetten schlaft und die Siege der Armee als einen schuldigen Tribut zu Euerer Morgenchokolade hinnehmt. Es ist nicht Eine unter Euch, die jemals ehrlich bedacht hätte, was dies Wort Sieg an Studium, Berechnung, genialer Kombination, Arbeit, Geld, Mühe und Blut kostet.«

Madame Junot liebte es, ihren Mann zu sehen, wie er nun war, — heftig, warmherzig, eifersüchtig für den Ruhm der Anderen. Sie lachte und legte sich an seine Brust.

»Ja, siehst Du denn nicht, dass ich vor Ungeduld vergehe? Wie kannst Du mir es vorwerfen, dass ich ein solches Vertrauen zur grossen Armee und zum Kaiser habe, und mir alles von ihnen erwarte?«

»Du hast recht,« sagte er lächelnd. »Wir haben einen grossen Sieg gewonnen. Bei Friedland, am 14. Juni.«

Laurette schlang jubelnd beide Arme um seinen Hals. »Am 14. Juni, sagst Du? Aber das ist ja Napoleons Glückstag! Erinnerst Du Dich — vor sieben Jahren — Marengo!«

»Daran habe ich auch gleich gedacht.« Und sein

bewegliches Antlitz verfinsterte sich augenblicklich: »damals war ich auch nicht dabei.«

»Aber, mein Freund« — sie sah ihm ernst in die Augen. »Warum musst Du Dir jede Siegesbotschaft durch diese Klage verbittern? Du weisst, der Kaiser meint, Du dienest ihm besser hier. Dich hat er unter allen auserwählt, um über seinen Augapfel, um über Paris zu wachen. Glaubst Du z. B. er würde etwas derartiges Bernadotte anvertrauen?«

Junot lachte. »Nein. Du solltest Dich übrigens gewöhnen, Prinz von Ponte-Corvo zu sagen. Aber — ich fühle, ich bin nicht alt genug, um mit seinem Vertrauen zu Hause sitzen, während die Andern sich für die Ehre schlagen. Sie werden nun allesamt in des Kaisers Bulletins genannt. Aber ich — mich vergisst die Armee. Und den Stab mit den goldenen Adlern, Laurette, glaubst Du man gewinnt den auf dem Pflaster von Paris?«

»Man kann ebenso glücklich, ebenso gross sein, ohne Marschall zu sein.«

Er wendete sich brüsk um und löste ihre Arme. »Nein; ich kann es nicht,« sagte er hart. Laurette seufzte; sie setzte sich gedankenvoll auf ihren alten Platz und sah dem leuchtenden Tanz der Libellen im Sonnenschein zu. Junot ging ein paarmal auf der Terasse auf und ab; dann kam er zu ihr und beugte sich über sie.

»Woran denkst Du?«

Sie antwortete ohne ihn anzusehen:

»Ich denke nach, ob der Kaiser wohl klug daran gethan hat, dass er«

»Dass er?«

»Ach nichts, es war nur etwas, was mir durch den Kopf fuhr. Glaubst Du, ich werde den Kaiser kritisieren?«

Er lächelte fein.

»Ja, er glaubt es. . . .«

Napoleons Armee stand in Tilsit am Ufer des Niemen, des letzten Bollwerks des heiligen Russenreichs, und Alexander war in seinem eigenen Reiche der Gast des Eroberers. Wie Franz II. in das Bivouac von Urschitz zu ihm gekommen war, so hatten nun auch der junge Czar und der König von Preussen ihn aufgesucht, und um Frieden gebettelt.

Berauscht von seinem eigenen Ruhm, von dem fabelhaften Erfolg seiner Waffen, von dem Gefühl seiner Persönlichkeit und der Macht seines Genies, mehr denn je durchdrungen von stolzer und bewusster Geringschätzung der Menschen, der ganzen Welt, die er zu seinen Füßen kriechen sah, glaubte Napoleon Europa nun endlich reif für das westliche Kaiserthum. Dieser Traum, den er Jahre lang in seinem Hirn gezimmert, sollte nun endlich in die Wirklichkeit übergehen, seine dreiste Phantasie greifbare, unbestreitbare Geschichte werden. Angethan mit Karl des Grossen Kaisermantel und Cæsars Lorbeerkranz, ein Scepter in der Hand, welche das Geschick der Welt und der Menschen lenkte, ein Schwert an der Seite, das gezogen Europa in die Knie schreckte, stand Bonaparte an den Pforten den Ostens, an der Spitze seines Heers, das an fatalistischem Muth und enthusiastischer Kraft dem des Mohamet glich. Die neue Religion, die er seinen Kriegern gegeben, — die Religion der Ehre, des Patriotismus, und der zu Allem berechtigenden persönlichen Ruhmlust, — stieg ihnen zu Kopf wie junger Wein. Denn wie der junge Wein, in der Vigne unter offenem Himmel und dem Sonnenschein ausgepresst, ganz anders und stärker berauscht als jener, der unter den Spinnweben, im Schatten hochadeliger Schlosskeller sich alt und vornehm gelegen, so sind es bloss die neuesten Gedanken einer Zeit, die es vermögen, die Jugend der Zeit in allumstürzenden Kampf, in Taumel und Sieg zu treiben. Die Revolution hatte den Franzosen die

Freiheit und Gleichheit als Kampfziel gegeben; — Napoleon nahm ihnen unmerklich die Freiheit, deren sie schon müde geworden und die sie nicht zu brauchen verstanden, und gab ihnen statt dessen, was sie alle begehrten: Ehre, Auszeichnung und Macht. Er benützte immer noch mit demselben Erfolg den Sporen, den er schon vor elf Jahren in Italien versucht, als er zwischen den steilen, schneebedeckten Abhängen der Appeninen seinen ausgehungerten Soldaten die reichen Schätze der Lombardei ausmalte, die Ebenen, auf denen das Getreide wogte, die Weingarten, wo für die Tapfersten die Trauben reiften. Nun wies er ihnen die neue Rangleiter, goldene Treppenstufen, den Herzogstitel, den Marschallsstab, Königskronen, den grossen Adler der Ehrenlegion, — und in den Seelen all dieser tausend Männer vermochte er die flammende, alles niederbrechende Energie des Ehrgeizes ins Leben zu rufen, die von seiner Hand gelenkt, für jeden Druck empfindlich, ihm ein Mittel sein sollte. Er fürchtete sich nicht, den Egoismus dieser Männer, ihren Neid aufeinander zu wecken und zu erhitzen; er fühlte sich stark genug, denselben zu zügeln, ihm Ziel und Grenzen zu setzen und ihn bloss als Triebfeder seiner Pläne zu verwenden. Er versuchte seine Macht, er forderte sein Glück heraus, er spannte den Bogen bis zum äussersten, — und siehe da: er brach nicht!

In Paris hörte man nun von nichts als von des Kaisers Freundschaft mit dem jungen Alexander, als von der kürzlich besiegten russischen Armee, welche über den Niemen hinüber die französische mit Händeklatschen und anderen Ovationen begrüßte; vom König von Preussen, den man seines ganzen Reiches hätte berauben können und den man edelmüthig die Hälfte hatte behalten lassen; von der neuen Königskrone, mit welcher der Kaiser seinen dritten Bruder krönen wollte; von Polens wiedergewonnener Frei-

heit; von dem Kummer und den vergeblichen Bitten der schönen Königin Luise. Enthusiastische Berichte, fabelhafte Pläne, pikante Anekdoten; — o, es gab genug zu reden!

Am 27. Juli 1807 erwachte Paris mit Kanonsalut. Und man wusste da, dass der Kaiser nun heimgekehrt war.

IX

»Il est facile de voir, comment il
était au pouvoir de Napoléon de boule-
verser cette âme noble et généreuse et
surtout dévouée à lui.«

Mme Junot (de son mari).

»Je prouverai au peuple français
que moi seul, je suis fait pour gouverner,
décider et punir.«

Mot de Napoléon.

Der Gouverneur von Paris hatte um eine private Unterredung mit Seiner Majestät gebeten; sein Gesuch wurde ihm gleich bewilligt.

Es war abends, nach dem Diner, zwischen acht und neun Uhr. In seiner Ungeduld kam er vor der angesetzten Stunde. Er lief fast die Treppe des Florapavillons hinauf, sah kaum den Thürhüter, der vor dem Gouverneur von Paris die Hellebarde gegen den Boden stieß, noch die Pagen, welche faul und müde sich von ihren Sammtbänken erhoben, als er die *Salle des Gardes* durchschritt. Der kalte Blick, die gezwungene Haltung, die Art, wie sein Abgott ihn am Vormittag empfangen hatte, beunruhigte und quälte ihn tief in der Seele, nahm alle seine Gedanken ein und liess ihm nicht einen Moment des Friedens.

Im *Salon du Service* sassen der dienstthuende Adjutant und der Kammerherr, der Stallmeister und der Palastpräfekt *du jour*, die sich immer hier aufhielten. Sonst war nie-

mand da, denn um diese Stunde gab der Kaiser selten Audienz. Junot zwang sich, mit den Herren ein paar Worte zu wechseln, gab es jedoch bald auf und begann statt dessen ungeduldig auf und ab zu spazieren. Viertelstunde um Viertelstunde verging, ohne dass er vorgelassen werden konnte; — der Kaiser arbeitete heute abend mit dem Archivar des Auswärtigen Amtes, Monsieur de la Motte Hauterive, und das pflegte lang zu dauern. Verzweifelt, verstimmt über diese lange Warten, das ihm vorbereitet und ein Zeichen der Ungnade schien, liess er sich endlich mit düsterer Ergebung im grossen, rothen Lehnstuhl neben dem Kamin nieder und begann hoffnungslos nach dem Plafond zu starren. Das weitgestreckte Gemach mit den wenigen Möbeln war allerdings von ein paar einzelnen Kerzen in hohen Kandelabern nur schwach beleuchtet; man nahm aber dennoch undeutlich diese stereotype Königin Marie-Thérèse von Noiret wahr, die als Minerva, umgeben von den Grazien, in diesem ganzen Theil des Schlosses spukte, und die traurigen Landschaften an den Wänden, die nun mehr und mehr in Schwarz übergingen. Junot kannte diese Räume wie seine eigenen. Wie oft hatte er nicht in den herrlichen Tagen des Konsulats mit Napoleon, der immer promenieren wollte, Arm in Arm mit ihm, unter ewigem Gespräch, diese Reihe von Gemächern durchwandert! . . . Und Napoleon wollte nun, dass man das vergesse! War es denn möglich? Napoleon hatte ihn verzogen, ihn daran gewöhnt, zu glauben, dass der Kaiser, trotz Purpur und Krone, noch sein Freund sei, wie er es in Toulon gewesen, in Italien und Aegypten! . . . Und nun? . . . Junot legte die Hand vor die Augen. Unaufhörlich peinigte ihn die Erinnerung an den kalten, fremden Blick, dem er nie vorher in den Augen seines alten Kameraden begegnet war.

Der Huissier öffnete die Thür zum Salon des Kaisers und Seine Excellenz der Gouverneur von Paris wurde angemeldet.

Als der Gouverneur von Paris in der Galauniform, steif und stramm, die Sporen an den Fersen und den Hut unter dem Arm, eintrat, — ach! es war lange her, seit die beiden Freunde mit einander Zimmer und Brot getheilt, gegen das Schicksal deklamiert und sentimentale Spaziergänge im *Jardin des Plantes* gemacht hatten! — sass der Kaiser in seinem Fauteuil neben dem Fenster, die Tagesnummer des »Moniteur« in der Hand. Er liess die Zeitung sinken und sah Junot lange, ernst und missvergnügt an.

Es war niemand im Gemach als sie allein. Er vermochte diesen Blick nicht länger auszuhalten; er that ein paar Schritte zum Kaiser hin:

»Sire!« sagte er heftig.

Napoleon winkte abwehrend mit der Hand und erhob sich. Er zog seine Weste herab, blies ein paar Staubkörner vom Rockaufschlag und sprach noch immer kein Wort.

»Euere Majestät,« begann Junot noch einmal, ganz verzweifelt über dies niederschmetternde Schweigen, das er nicht erwartet hatte.

»Ja, Monsieur Junot, — es ist wirklich Zeit, dass wir mit einander reden.« Napoleon ging zum Schreibtisch, und ergriff nach einigem Suchen ein Blatt Papier, das er flüchtig durchsah. — »Wie konntest Du das thun, Junot? Wie konntest Du in diesem Grad mein Vertrauen als Freund und Herrscher verrathen? . . . Ah!« — Er warf ungeduldig das Papier weg und begann auf und ab zu gehen.

»Aus dem da — ich erkenne die Handschrift des Rapports,« — Junot deutete mit stolzer Verachtung nach dem Papier auf dem Schreibtisch — »errathe ich, wessen Euere Majestät mich anklagen, Und auf sein Wort hin verurtheilen Sie also Ihren ältesten Freund, Sire, und Ihre eigene Schwester!«

»Still, Brausekopf! Hier nennt man keine Namen!

Glaubst Du, ich sehe Dir nicht am Gesicht an, dass Du ein schlechtes Gewissen hast?»

»Sie haben mich noch nie Ihnen gegenüber ein schlechtes Gewissen haben sehen, Sire!« antwortete Junot mit Festigkeit. »Es ist daher unmöglich, dass Sie wissen, wie ich da aussehe!«

»Und Du, auf den ich mich fünfzehn Jahre lang verlassen habe wie auf mich selbst, wenn es meine Interessen galt! Ah, Junot« Seine Majestät warf sich wieder in den Stuhl und klopfte mehreremal mit der Schnupftabaksdose auf die Armlehne. Plötzlich erhob er den Kopf und sagte zornig: — »Und nicht einmal die Spur von Vorsicht man könnte meinen, Du seist ein Anfänger! Um zwei Uhr morgens sieht man Deine Livree im Elysée, die Grossherzogin spielt Whist bei Dir, ist früh und spät in Deinem Haus, fährt in Deinem Wagen in die Oper, geht in Deine Loge Es ist, als habe sie nicht die mindeste Idee, was sich für eine Prinzessin schickt!«

»Ihre kaiserliche Hoheit ist mit meiner Frau ja stets intim liirt gewesen,« sagte Junot viel zaghafter.

»Andre Zeiten, andre Sitten! Und Madame Junot gäbe sich zu dieser Komödie her? Da müsste ich sie schlecht kennen. Sie lässt sich weder von Dir noch von Caroline dupieren!«

Junot ging ein paar Schritte auf den Kaiser zu. Unwillkürlich hatte er die Hand an den Säbel gelegt. »Eure Majestät! Erinnern Sie sich, wie ich in Marseille die Prinzessin Pauline so liebte, dass ich das Leben des Lebens kaum mehr werth fand, als Sie sie mir versagten? Wie war damals meine Aufführung? Machte ich den geringsten Versuch, Ihren Willen zu umgehen, sie Es wäre vielleicht damals keine Kunst gewesen. Handelte ich damals wie ein Mann von Ehre, Sire, oder nicht?«

»Pah,« sagte der Kaiser kurz, »das ist ja ganz etwas anderes. Ein junges Mädchen kann man doch nicht in

einem Athem mit einer verheiratheten Frau nennen, das weisst Du so gut wie ich, ja besser. Denk Dir nur, wenn dieser Rapport in die Hände des Mannes gefallen wäre! Das hätte für Dich eine hübsche Geschichte gegeben.«

»Fühlt sich Murat beleidigt,« brauste Junot auf, »so weiss er vermuthlich, wo er mich zu finden hat.«

»Du guter Gott, das fehlte nur noch, dass wir den Skandal vollständig hätten! Bist Du verrückt, Junot!«

»Es ist nicht so lange her, da war ich nicht nur auf dem Schlachtfeld, sondern überall so gut wie er,« fuhr Junot eigensinnig fort. »Und sogar jetzt ist es nicht gar so weit von meinem Hôtel zu dem Elysée. Fühlt sich Seine Hoheit beleidigt, wozu ich Seiner Hoheit natürlich jegliches Recht abspreche, so«

»Dummheiten! Du weisst, ich dulde keine Duelle zwischen den Meinigen. Ich entscheide alle Streitigkeiten. Murat weiss nichts, drum wird er in seiner Haut wohl hübsch zu Hause bleiben, aber Du bist so gut, und lässt mir auch den Savary in Ruhe. Er hat nur seine Pflicht gethan. Ich habe das Recht zu wissen, was in Paris vorgeht, — und nicht zum mindesten, was mein Gouverneur treibt.«

Junot schwieg. Der Kaiser ging auf und ab, leicht vorwärts gebeugt, gleichsam in Gedanken. »Kannst Du mir ins Gesicht sehen und sagen, dass Du nicht ahnst, was die kleine Intrigantin eigentlich bei Dir erreichen wollte?«

Junot fuhr auf und wurde dunkelroth. Unwillkürlich warf er den Kopf zurück, als er dem Blick Seiner Majestät begegnete.

»Ich weiss nicht, was Eure Majestät meinen«

»Dann weiss ganz Paris mehr als der Gouverneur! Ich bin sicher, dass jeder Cavalier am Hof der Prinzessin oder der Kaiserin auf meine Frage antworten könnte. Ich kenne Caroline, — sie ist ehrgeiziger als alle ihre

Brüder zusammen, und das solltest Du nicht entdeckt haben?«

Junot schwieg.

»Antworte mir, Mensch! Vertheidige Dich doch, zum Satan! Begreifst Du denn nicht, wessen man Dich anklagt?« rief Napoleon heftig.

Junot erhob seine grossen Augen und sah den Kaiser fest an. »Nein,« sagte er stolz. »Die Anklage, auf die Sie, wie ich ahne, hindeuten, ist so unmöglich, so unsinnig, wenn es um mich handelt, dass ich keinem Menschen mit gesunder Vernunft zutrauen kann, sie aufzuwerfen.«

»Ein Mann, und besonders Du, thut viel, um ein Weib zu gewinnen,« sagte der Kaiser ruhiger.

»Wenn diese Versicherung nothwendig ist,« rief Junot mit Bitterkeit, »ich hätte darauf geschworen, dass es zwischen Ihnen und mir gar nie in Frage hätte kommen können, — so gebe ich Ihnen mein Ehrenwort, dass in den Unterredungen, welche Ihre Schwester so gnädig war, mir zu bewilligen, niemals ein Wort von Politik gesprochen wurde.«

Sie schwiegen beide ein paar Sekunden. Der Gouverneur von Paris begegnete fest dem durchbohrenden Blick des Kaisers. Napoleon wendete sich um und ergriff von neuem das Blatt Papier auf dem Tisch.

»Aber das ist ja unmöglich,« sagte er ungeduldig, mit leiserer Stimme, halb für sich selbst. »Savary hat eine feine Nase, alles spricht dafür, dass der Plan«

Er sah unsicher, wie fragend, auf Junot, der sich nicht vom Fleck rührte.

»Sag mir alles,« befahl Napoleon kurz.

»Eure Majestät, was ich zu sagen hätte, geht nur mich an, und das sage ich nicht.«

»Das heisst also, das Ganze war ein gewöhnliches Liebesabenteuer, und das geht keinen andern etwas an?«

Junot hob stolz den Kopf, schwieg aber noch immer.

»Erinnere Dich, was es für Dich gilt . . .« Der Kaiser ging dicht an ihn heran und ergriff in seiner Heftigkeit Junots Hand, die er hart presste.

»Majestät, Sie können mein Leben nehmen; das ist Ihr Recht; Sie können mich meiner Waffe berauben, meines Ranges . . . ich werde nicht klagen. Aber Sie können mich niemals zwingen, gegen das zu verstossen, was ich als das Gesetz der Ehre ansehe.«

»Du hast mich Deinen besten Freund genannt . . .«

»Es war der Stolz meines Lebens, dass Sie mir es gestatteten, Sire.«

»Und nun, um eines dummen Vorurtheils willen . . . — Ah, Ihr Franzosen!«

Napoleon wendete sich um, und fuhr sich mit der Hand heftig durch das Haar. »Ich fordere ja bloss, dass Du mir ehrlich sagst, was zwischen Dir und Murats Frau vorgegangen. Merke wohl, ich sage Murats Frau; Caroline hat nämlich gezeigt, dass sie das viel mehr ist als meine Schwester.«

Junot legte die Hand aufs Herz:

»Ich habe mein Ehrenwort gegeben, was ich zwischen Ihnen und mir nie für nöthig gehalten hätte; ich habe nichts mehr zu sagen.«

Napoleon sah ihn mit seinen grossen, eisenblauen Augen scharf an, — zuckte die Achseln und begann nun wieder auf und ab zu gehen.

»Ich will weder Dein Leben noch Deine Waffe, wie Du so romantisch sagst. Aber . . . Es ist noch etwas, worüber ich gern mit Dir sprechen möchte, Junot — ich habe schon lang daran gedacht. Es geht nicht an, dass eine Person zwei so wichtige Chargen in sich vereinigt, Gouverneur von Paris und mein erster Adjutant zu sein, — diese müssen getrennt werden; Du kannst nun wählen, was Du bleiben willst.«

Junot wurde totenbleich. Er richtete sich auf und sah dem Kaiser gerade in die Augen, mit einem Blick, so stolz, dass Napoleon einen Moment zur Seite schaute. Er antwortete nichts.

»Du verstehst,« nahm der Kaiser ungeduldig wieder auf — »es ist von nun an unmöglich, dass der Gouverneur von Paris, der oberste Befehlshaber der wichtigsten Division meiner Armee, zu gleicher Zeit als mein erster Adjutant jeden Augenblick bei Tag und Nacht in meinem Zelte aus- und eingehen kann. Es giebt etwas, das man Prätorianerhäuptling nennt . . .« Er blieb stehen und sah Junot scharf an. »Übrigens,« fuhr er mit lauterer Stimme fort, »Du kannst Dich nicht beklagen, ich lasse Dir ja freie Wahl.«

Junot war noch ebenso unheimlich bleich, als er antwortete:

»Die Wahl ist bald geschehen. Ich gebe niemals, — hören Sie, Sire — niemals mit meinem freien Willen den Posten auf, den ich neben der Person Eurer Majestät in Toulon, bei Arcole, Lodi und Castiglione, in Ägypten und nun zuletzt bei Austerlitz bekleidet habe! Niemals!«

»Du rechnest also für Nichts, dass ich Dich zum Gouverneur von Paris gemacht? . . .«

»Sire« — Junot that einen Schritt vor, und legte die Hand aufs Herz — »ich bin stolz wie ein Gott gewesen, der Gouverneur von Paris sein zu dürfen. In diesem Augenblick lege ich meinen Posten nieder.«

»Du bist verrückt, Junot!« rief der Kaiser und stampfte auf den Boden. »Allein, ich habe etwas anderes zu thun, als Dich zur Vernunft zu bringen. Geh!«

General Junot verbeugte sich mit niedergeschlagenen Augen, doch mit fester und stolzer Haltung zog er sich zurück. In der Thüre sah er noch einmal den Kaiser an.

Napoleon öffnete die Lippen, wie um ihn zurückzurufen; wendete sich dann jäh um und begann heftig auf und ab zu gehen. Einmal blieb er stehen, seufzte und zuckte die Achseln. Hierauf ging er ins Kabinet und schlug die Thüre hart hinter sich zu.

X

»Je n'hésite pas un instant à charger cette malheureuse relation de mon mari avec la reine de Naples de tous ses malheurs et à la regarder comme cause de sa mort.«

Mme Junot (Mémoires).

Madame Junot liess den Wagen anspannen und rief dem Jäger zu:

»In's Elysée!«

Es war früh morgens, nach Junots Audienz in den Tuilerien. Der Augusttag war jetzt schon zum Ersticken heiss. Im Wagen drin liess Madame Junot mit einem ungeduldigen Achselzucken den leichten Shawl von den Schultern niedergleiten und sass nun mit blossen Hals und blossen Armen in ihrem dünnen Perkalkleid da. Mit geschlossenen Augen lehnte sie sich einen Moment schwer gegen die Kissen des Wagens. Sie seufzte tief und schmerzlich und presste die Hand aufs Herz.

Die Fahrt dauerte nur ein paar Minuten. Die Frau Gouverneurin war im Palais Elysée vollständig daheim. Als sie über die Treppe kam, liess sie sich nicht in den gewöhnlichen Salon führen, wo sich der Hof aufhielt, sondern ging einen anderen Weg, an den grossen Staatsgemächern vorbei, zur »kleinen Wohnung« der Prinzessin. Da suchte sie die erste Kammerfrau, Madame Dupont, auf

und bat sie es einzurichten, dass sie sofort mit Ihrer kaiserlichen Hoheit sprechen könne.

Caroline war gerade aus dem Bett gestiegen. Sie sass auf einer Art niedriger Chaiselongue, die so wie alles Uebrige im Zimmer mit weissen Spitzen auf rosenrother Seide bezogen war, und liess sich von einer ihrer Kammerfrauen die Strümpfe anziehen. Eine andere war gerade beschäftigt, ihren Kopf von der grossen Spitzennachthaube zu befreien.

Madame Junot verbeugte sich steif und gerade vor der Prinzessin.

Caroline warf ihr einen hastigen, forschenden Blick zu. Dann wendete sie sich heftig zu ihren Kammerfrauen:

»Geht! Lasst uns allein!«

Ein paar türkische Pantoffel an den Füßen, von welchen erst der eine einen Strumpf anhatte, das prächtige Haar offen auf das Hemd herabfallend, welches lang war wie ein Unterkleid und am Rand mit Spitzen garniert, um den nackten Hals ein buntes Madrastuch, sprang sie Laurette entgegen und fasste mit Heftigkeit ihre beiden Hände:

»Mein Gott, — wie Du aussiehst! Was ist los? Ist Junot ein Unglück geschehen?« . . .

Die Prinzessin war selbst ganz blass geworden und schloss eine Sekunde die Augen.

Madame Junot fiel mit dem Gesicht auf die Schultern ihrer ehemaligen Freundin nieder und weinte heftig, leidenschaftlich. Sie empfand plötzlich und — merkwürdig genug! — ohne alle Bitterkeit, dass sie nur hier Verstandnis und Hilfe zu finden erwarten konnte.

»Aber Herrgott, Laurette, was ist denn passiert?« fragte Caroline in Angst noch einmal.

»Ah, Madame« . . . Madame Junot erhob sich mühsam und trocknete ihre Augen. »Er hat eine Scene mit dem Kaiser gehabt, der« . . Sie schluchzte wieder auf und rang nach Fassung. »Sie wissen ja, wie ungeheuer leidenschaftlich

er alles nimmt. Und der Kaiser ist ja für ihn mehr als alles, andere in der Welt . . . Eine solche Nacht!« . . .

»Aber Laurette!« Sie schrie auf. »Er hat sich doch nicht das Leben genommen?«

»Nein. Aber er droht es zu thun. Ah, den andern kann der Kaiser sagen, was er will, aber ihm. . . . Ihm sitzt das Messer immer lose im Gürtel . . . Es endet noch so« — . . . sie führte die Hand nach dem Herzen — »ich fühle es. Er hat ja keinen anderen Gott als den Kaiser, und wenn der ihn misskennt« . . .

»Aber der Kaiser hält doch ungeheuer viel auf Junot,« sagte Caroline viel ruhiger. »Es gab eine Zeit, da dieser mehr für ihn war als irgend einer seiner Brüder. Ich kann nicht begreifen, aus welchem Anlass er nun« . . . Sie sah mit einem forschenden, concentrirten Blick auf Laurette. Die Gouverneurin begegnete mit Festigkeit ihrem Blick; sie richtete sich gerade auf.

»Der Anlass, Madame, war gewiss etwas Unbedeutendes. Ich habe ihn vergessen.« Ihre Stimme klang stolz wie die einer Königin; dieselbe zitterte nicht länger.

Caroline beugte sich nieder und befestigte den Schuh besser auf dem nackten Fuss, den sie unter sich hinaufzog. Sie sagte:

»Ich werde mit meinem Bruder sprechen, Madame Junot.«

»Er legt seinen Posten als Gouverneur von Paris nieder; er will seinen Abschied vom Heer nehmen. Mein Gott! Denken Sie sich, er die Armee verlassen! Das ist sein Tod!«

»Aber Junot muss übertreiben. Ich kenne ja seine entsetzliche Gemüthsart. Der Kaiser kann es nicht so schlimm gemeint haben.«

Madame Junot sass mit der Hand vor den Augen und die Ellbogen auf die Knie gestützt da. Sie sagte leise, mit Schwierigkeit, aber vollkommen deutlich:

»Seine Majestät sprach von Plänen, welche, — wenn

auch nicht ein direkter Verrath gegen ihn, — so doch gegen Frankreich und die Constitution sein sollen.«

Caroline lehnte sich in ihre Chaiselongue zurück. Sie wurde etwas blasser, doch sie sagte nichts. Ein paar Minuten schwiegen beide.

»Aber Du solltest selbst mit Bonaparte sprechen, Laurette,« rief sie plötzlich eifrig. »Er hat immer für Dich eine Schwäche gehabt. Erinnerst Du Dich an Malmaison?«

»Ah, ich habe an alles gedacht!« unterbrach Madame Junot sie hastig. »Doch zuerst müssen Sie mit ihm sprechen, Madame. Wenn er dann mich ruft, werde ich kommen.«

Caroline begriff. »Du bist stolz, meine Liebe,« sagte sie langsam, mit einer gewissen Bewunderung.

Madame Junot lächelte ironisch.

»Meinen Sie? Ich selbst finde, dass diese Nacht allen Stolz in mir getödet hat. Wie ich gekämpft habe! Denn ich kann nicht, ich will nicht sehen, wie er seine Zukunft, unserer Kinder Zukunft zerstört. Mit dem Kaiser brechen, — für uns wäre das nicht bloss ein Unglück, das er nie überlebte; es wäre auch der Ruin!«

Die Prinzessin schwieg ein paar Sekunden. Dann sagte sie bestimmt:

»Sie haben recht gethan, gleich zu mir zu kommen, Madame Junot. Sie wissen, ich habe nie unsere alte Freundschaft für Sie aufgegeben, und mein Interesse für Sie beide ist so gross, das ich gern bei Bonaparte meinen ganzen Einfluss anwenden will, um ihn mit Ihrem Mann zu versöhnen. Es wird nicht schwer sein, hoffe ich, — ich weiss, wie hoch der Kaiser Junot schätzt.«

Die Prinzessin schien nun, da sie einmal ihren Weg gewählt hatte, wieder vollkommen ruhig. Sie sah ein, dass sie sich entschliessen müsse, mit ihrem Bruder eine Scene zu haben; das war nicht angenehm, und sie hatte gehofft, derselben ausweichen zu können. Aber wer wusste denn, was Junot in seiner Verzweiflung thun konnte, oder worauf

diese entschlossene, muthige Laurette, die in alles eingeweiht war, noch verfiel, wenn man sich ihr nicht fügte. Vor allem sollte Murat nicht erfahren, was zwischen dem Kaiser und Junot vorgegangen. Der Gouverneur von Paris durfte nicht die Thorheit begehen, seinen Posten niederzulegen. Es wäre ebensoviel, wie sich selbst offen anklagen, — alle würden wissen, was es bedeutete.

»Du siehst ganz elend aus, Laurette,« sagte sie plötzlich munter. »Es ist nicht gut, mit einem solchen Brausekopf verheirathet zu sein. Bleib und trinke mit mir, wie in alten Tagen, eine Tasse Thee, ehe Du heimfährst. Wir haben ja mit einander noch kein vernünftiges Wort gesprochen, — bloss wegen all des Spektakels, welchen Dein Mann angestellt!«

Um denselben Geschmack zu haben, wie ihr Bruder, trank die Prinzessin nun des Morgens Thee. Sie liess sich denselben in Vermeilschalen auf dem geräumigen Nachttisch servieren, der auch mit zarter Seide unter prachtvollen Mechelnspitzen überzogen war und kroch mit ihren Pantoffeln von neuem in das grosse Bett.

»Ach ja — diese Männer!« seufzte sie, als sie wieder allein waren. »Niemals thun sie etwas anderes als uns Kummer machen. Paulette hat es wirklich sehr bequem.«

»Aber Prinz Camille ist doch eigentlich kein Prachtexemplar,« wendete Laurette überrascht und lachend ein. Sie war nun bedeutend ruhiger geworden; das bestimmte Versprechen der Prinzessin, sich in die Sache zu mischen, die Geschäftigkeit des Servierens, das ihr Gespräch unterbrochen, der warme, wohlschmeckende Thee und die ganze Stimmung bei diesem Frühstück zu zweien, das an ihre Jugend erinnerte, an jene Zeit gleich nach Achilles Geburt, da sie beide so oft — neu vermählt, jede in ihren Mann verliebt, glücklich, unbekümmert und froh — so oft miteinander auf dem Bettrand gesessen und über einem Korbtrauben oder Süssigkeiten vertraulich mit einander geplau-

dert; all das trug bei, um ihr wenigstens für den Augenblick ihren alten, elastischen Humor wiederzugeben.

»Prinz Camille! Sie scheert sich nicht mehr um ihn, als um ein paar alte Schuhe; so kann er ihr nicht viel Sorge machen. Nein, ich meine, sie hat's gut, weil sie keine Kinder hat. Sie hat für niemanden zu denken und zu sorgen und kann sich nur unterhalten und die Welt nehmen, wie sie kommt. Sie geht ihren Weg und er geht seinen. Aber wir ändern!« Die Prinzessin seufzte.

Laurette dünkete es eigentlich, dass im Elysée auch jedes seiner Wege ging, aber sie sagte natürlich nichts.

»Denk Dir nur, kürzlich« — die Prinzessin beugte sich in einem plötzlichen Anfall von Vertrauen, auf ihre runden Arme gestützt, über den Nachttisch vor — »da finde ich auf meinem Tisch, in meinem Kabinet ein Billet von Murat an eine gewisse, kleine, obskure Na, Du kennst sie ja ganz gut; ich brauche nur zu sagen, dass die Mutter eine Engländerin ist. Denke Dir, er war drinnen gesessen und hatte es geschrieben, während ich mit Achille und Lätitia nebenan sass!«

Madame Junot fand es nicht schwer, sich das Familienbild vorzustellen. Sie schüttelte überwältigt den Kopf.

»Und da sind die Leute erstaunt, dass ich sie von meinem Ball wegweisen liess. Du erinnerst Dich doch an meinen grossen Ball, knapp ehe der Kaiser zurück kam . . . Die Königin von Holland protegiert sie, — selbstverständlich nur, um mich zu ärgern. Du hättest bloss die Scene hören sollen, die sie mir machte. Nun hat sie auch Joséphine dazugebracht, sich dieses Tugendspiegels anzunehmen. Ah, meine liebe Joséphine, das wirst Du mir noch bereuen.«

Die Prinzessin lachte ihr hartes, sarkastisches Lachen. Sie war nun wieder in völlig guter Laune; es unterhielt sie immer mit Laurette zu schwatzen, die seit ihrer frühesten Jugend in die intimsten Verhältnisse der ganzen Familie eingeweiht war. Caroline besass, wie alle Bonapartes

nicht die Spur von Nervosität, — die Aussicht auf eine kommende Unannehmlichkeit störte ihr für den Moment nicht im geringsten die Laune.

»Sie ist eine rechte Schlange, das Mädel, — Gott weiss, was die Männer an ihr finden. Aber sie sind alle miteinander wie vernarrt in sie. Na, — ich glaube wohl nicht, dass ich eine besonders gefährliche Indiskretion begehe, wenn ich Dir erzähle, dass auch der Gouverneur von Paris nicht so selten die Herrschaften Guillebeau in ihrer Wohnung auf dem Boulevard Madeleine zu besuchen pflegte. Man spielt recht hoch, heisst es, im Salon der Mutter, und später in der Nacht treten die Töchter in Zigeunercostume auf, tanzen und schlagen das Tamburin. Wie findest Du das?«

»Ich finde, dass Eure Hoheit doppelte Ursache hatten, sie fortzuweisen,« entfuhr es Laurette. Dann fügte sie langsam hinzu: »Eine Zigeunerin mit Tamburin! Wie ist es nur möglich, dass sie es wagen konnte, sich hier im Hause vorzustellen?«

Ihre kaiserliche Hoheit, die Grossherzogin von Berg und Cleve schien Madame Junots Worte entweder nicht gehört oder nicht verstanden zu haben. Sie beugte sich nach rückwärts und läutete ihren Kammerfrauen.

Sie umarmte Laurette zum Abschied, bat sie, Junot zu grüssen, und vollendete dann ihre Toilette, um nach den Tuilerien zu fahren.

XI

»Le travail est mon élément; je suis né et construit pour le travail. J'ai connu les limites de mes jambes, j'ai connu les limites de mes yeux — je n'ai jamais pu connaître ceux de mon travail.«

Napoléon.

»A vous écouter, Madame, on croirait que je vous ai frustrée de l'héritage du feu roi, notre père!«

*Mot de l'Empereur
à la Princesse Caroline.*

Zu Napoleons Kabinet in den Tuilerien hatte nun, seitdem der Kaiser seine Privatwohnung definitiv nach seinem eigenen Geschmack und Bedürfnis eingerichtet, kein Mensch Zutritt ausser er selbst und sein Sekretär Meneval. Die Minister und andere, mit denen der Kaiser arbeitete, empfing er gern im Zimmer davor, dem sogenannten *»arrière-cabinet«*, — und die Audienzsucher, selbst die intimsten, kamen nie weiter als in seinen Salon. Den grössten Theil des Tages, von dem Lever um neun Uhr früh bis zum Diner um sechs Uhr (oder noch später) abends brachte der Kaiser in diesem grossen, praktisch, wenngleich nicht luxuriös ausgestatteten Raum zu. Hier spazierte er stundenlang auf und ab, wobei er ununterbrochen, in hastigem Tempo, dem überanstrengten Sekretär diktierte, welcher auf seinem Tisch neben dem Eckfenster einen vollgeschriebenen Bogen um den anderen häufte, ohne so lang der Kaiser im Zimmer war, je Zeit zu finden, sie zu ordnen und zu klassificieren. Mitten im Gemach stand

Napoleons eigener, broncebeschlagener Schreibtisch, — auch ganz mit Büchern und Papieren bedeckt, — und darunter, an den Boden festgeschraubt, ein kleiner Kasten, der unter seinem künstlichen Schloss, das kein Dietrich öffnen konnte und zu dem nur der Eigenthümer selbst einen Schlüssel besass, das kostbarste und wichtigste Geheimnis des Kaiserthums bewahrte: Napoleons eigenes, grosses Portefeuille, — den einzigen Vertrauten, dem er glaubte seine neugeborenen Pläne, seine noch unfertigen Kombinationen, seine kühnsten politischen Entwürfe frei überlassen zu dürfen.

Als die Grossherzogin von Berg und Cleve gegen zwölf Uhr vormittags dem Grossmarschall Duroc melden liess, sie wünsche, womöglich gleich, eine Unterredung mit Seiner Majestät, hatte der Kaiser sich gerade von seinem hastigen und einfachen Frühstück erhoben, das er immer allein, nur in Gegenwart des Tafeldeckers und des diensthabenden Palastpräfekten, auf einem kleinen Leuchtertisch in seinem Vorsaal einnahm. Er liess die Prinzessin bitten, eine halbe Stunde zu warten, während er sich langsam, nach der Mahlzeit sich unbekümmert die Zähne stochernd, nach seinem Kabinet zurückbegab.

»Nun, haben Sie den Brief an den König von Neapel fertig, Meneval?« Er setzte sich in seinen gobelinüberzogenen Schreibstuhl, den er selten benützte, ausser wenn er unterzeichnete. Hatte er im Lauf des Tages jemals Lust, sich von seiner rastlosen Promenade auszuruhen, so pflegte er sich gern für ein paar Minuten auf dem niedrigen Sopha beim Kamin auszustrecken. »Sie haben doch nicht vergessen, ihm einzuprägen, dass in der gegenwärtigen Lage Europas der Verlust von Korfu das grösste Unglück wäre, welches das Reich treffen könnte? Ich brauche ihm keine Gründe anzugeben; — es genügt, dass er es weiss. Unterstreichen Sie meine Worte nur.«

Der Kaiser war heute nicht in der Laune zu reden. Schweigend liess er sich das eine Dokument nach dem

anderen vorlegen, die der Sekretär während des Frühstücks Zeit gehabt, auszufertigen. Die Feder zappelte über das Papier und spritzte einen ganzen Regen von Tinte herum, während er rasch seinen fast unleserlichen Namenszug darauf setzte, — oft liess er sich bloss zu einem grossen N Zeit.

Seit der Rückkehr von Tilsit hatte er vollauf, mehr denn jemals, zu thun. Denn trotz seiner beständigen Sorge für die inneren Angelegenheiten des Reiches, gab es doch eine Menge, was er während des Feldzugs und so aus der Ferne nicht hatte ordnen können: eine Menge Arrangements und Veränderungen im Civil- und Militärstaat, die lang geplante Revision der Beamtengehälter, die Umbildung des *Corps législatif* und die Sorge um die passende Versorgung der zurückgebliebenen Mitglieder des kürzlich aufgehobenen Tribunats, neue Anschaffungen für die Flotte (die seit Trafalgar aller Pflege bedurfte, die man ihr zuwenden konnte) und die Küstenbewachung, die noch mehr verschärft werden sollte, sowie — vor allem — die völlige Umgestaltung und Organisation des Finanzwesens und der Bank von Frankreich. Dazu kam, dass er so gut wie persönlich und bis ins Detail alle grossen Weg- und Kanalbauten selbst überwachte, die in allen Theilen des weitgestreckten Reiches nun in Ausführung waren, — vor allem die monumentalen Arbeiten zum Nutzen und zur Verschönerung von Paris, die er mit so ungeduldigem Eifer an- und vorwärts trieb. Seine unablässigen Versuche, der Hauptstadt hinreichendes und gesundes Trinkwasser zu schaffen, hatte er nun so gut wie zum Ziel gebracht; — überall, in allen Theilen der Stadt, ergossen nun die grossen öffentlichen Brunnen Tag und Nacht reichliches Wasser selbst für die Aermsten; allein die Triumphbogen auf dem Caroussel- und dem Etoileplatz; das Panthéon; die Vendôme-Säule; der Tempel, den er im Vorjahr beschlossen hatte, zu Ehren der französischen

Waffen zu errichten: *le temple de la Gloire*; die neubegonnene Brücke über die Seine, die ein Gegenstück zur schon fertigen Austerlitzbrücke sein und den Namen von Jena tragen sollte; die Aufführung der enormen Säulenhalle, die er den »Louvre der Armen« nannte; — das alles beschäftigte ihn auch auf eine Art, als ob er allein und in Person der eigentliche Leiter und Chef dieser Arbeiten wäre. Ihm persönlich gingen alle Rapporte zu, selbst über die kleinsten Einzelheiten, — alles, forderte er, sollte seinem Richter- und Herrscherblick vorgelegt werden. Denn stärker und stärker wuchs in ihm Tag für Tag das eifersüchtige Bedürfnis, nicht bloss der Einzige zu sein, der die Gegenwart lenkte, sondern auch der Einzige, der für sie urtheilte, dachte und handelte.

Schliesslich, nachdem er alle Briefe und Depeschen durchgelesen und manchesmal sogar mit eigener Hand eine Marginal-Anmerkung beigefügt, erhob er sich, streckte sich, und warf einen Blick auf die hohe Wanduhr, die in der Mitte zwischen Bücherpulten stand. Er griff nach Hut und Säbel, nickte flüchtig Meneval zu, der kaum Zeit hatte, von seinen Papieren aufzusehen und begab sich in den Salon, um endlich seine Schwester zu empfangen.

Prinzessin Caroline hatte lange gewartet, und trotzdem sie an die Nonchalance ihres Bruders gewöhnt war, so hatte es sie doch in schlechte Laune versetzt. Er forderte von seiner Umgebung das strengste Ceremoniel, aber ihm fiel es nie ein, sich den geringsten Zwang aufzuerlegen. Lässt sie warten, wie eine andere Bittstellerin! Das war nicht bloss gedankenlos, es war fast eine Beleidigung!

»Nun also, meine liebe Caroline, — was hast Du denn auf dem Herzen?«

Er nickte ihr nachlässig zu, stellte sich mit dem Rücken gegen den Kamin und gewohnheitsmässig, denn es war ja gar kein Feuer drin, hob er bald die eine, bald die andere Schuhsohle auf die Ofengallerie.

Die Prinzessin verbeugte sich mehreremale feierlich. Sie war in einer Vormittagstoilette von weissem, gesticktem Musselin, mit einem kurzen Ueberwurf aus rosa Gaze, tief decolletiert und nahezu ohne Aermel. Ueber die Arme hing ein lichter, langer, silberschimmernder Shawl, und auf dem Kopf trug sie eine schwere Toque aus rosa Sammt mit einem Tuff überhängender weisser Federn. Durch diesen warmen Hut, den Aerger des Wartens und die starke Mittagshitze war sie nun sehr echauffiert und ihre so unvergleichlich zarte Haut etwas röther, als ihr eigentlich gut stand.

»Auf dem Herzen? . . . Was sollte eine Schwester, die ihren Bruder monatelang nicht gesehen, wohl anderes auf dem Herzen haben, als ihn endlich in aller Vertraulichkeit daheim willkommen zu heissen?«

Napoleon lächelte. Er ging auf sie zu, nahm mit beiden Händen die Prinzessin um die Taille, hob sie einen Moment leicht in die Höhe und stellte sie dann vorsichtig wieder nieder, während er ihr immerfort mit dem gleichen, unbarmherzigen, lächelnden Blick in die Augen sah.

»Ah so, meine Liebe, — Du glaubst mir gegenüber schlau sein zu können. Junot hat Dir also schon alles erzählt?«

»Nein,« antwortete sie ruhig, ohne seinem Blick auszuweichen, »Madame Junot hat es gethan.«

Napoleon that einen langen Pfiff. Er wendete sich auf den Hacken um und begann mit den Händen auf dem Rücken langsam auf und ab zu gehen.

»*Madame la »Gouverneuse*«! Das ist ein pfiffiger Satan! Sie schickt Dich zu mir; — auf diese Art, mich zu entwaffnen, konnte bloss sie verfallen!«

Er stand einen Moment vor der Prinzessin und wiegte den Körper hin und her; da aber Caroline weiter schwieg, rief er aus:

»Was für geschickte und kühne Diplomaten die Weiber

doch sind, wenn es etwas oder jemanden gilt, den sie lieben! Laurette, — die stolze Laurette! — hat sich also an Dich gewendet! Sie will natürlich um keinen Preis ihren Titel verlieren: Frau Gouverneurin von Paris! «

»Sie ist der gleichen Ansicht wie ich, dass Junot mit seiner gewöhnlichen Heftigkeit und in seiner vollkommen blinden persönlichen Ergebenheit für Sie gröblich übereilt gehandelt hat,« sagte die Prinzessin ruhig und gänzlich ungezwungen.

»Und Du, meine liebe Caroline,« sagte der Kaiser ironisch, »Du hast natürlich nicht die mindeste Ahnung, was Junot zu diesem Schritt veranlassen konnte?« . . .

»Nicht die mindeste,« antwortete die Prinzessin ungeniert.

»Mein Compliment, Annonciade! Du übertriffst ja sogar Mademoiselle Mars! Leider spielst Du auf der Bühne lange nicht so gut Comödie wie im Leben. Aber gieb Dir hier keine Mühe,« fügte er trocken hinzu. »Ich kenne bis aufs Stüpfelchen den ganzen netten Roman mit dem Gouverneur von Paris.«

Die Prinzessin antwortete nichts. Sie begnügte sich zu erröthen und sich entrüstet zu erheben.

»Es giebt keinen Menschen, der mir so viel Unannehmlichkeiten und Ärger auf den Hals schafft, wie gerade meine Familie.« Der Kaiser wanderte wieder mit grossen Schritten auf und ab und redete sich selbst in eine immer heftigere Erregung hinein.

»Habe ich nicht diesen Winter mit Lannes und Ney, — ja sogar mit Augereau, — Scene auf Scene gehabt, weil sie behaupten, dass ich überall Murat auf ihre Kosten vorziehe? Gott weiss es, ich ziehe Murat aus keinem andern Grund vor, als weil er mit einer Bonaparte vermählt ist. Ich thue alles für meine Geschwister, — und welchen Dank habe ich wohl dafür? Im Felde stiftet Dein Mann böses Blut zwischen mir und meinen besten Generalen und

daheim gehst Du hin und lässt Dich und Junot in eine solche Teufelsgeschichte ein.«

Die Prinzessin hatte nun ihre ganze Kaltblütigkeit wiedergewonnen. Sie war vollkommen sicher, dass Junot in seiner gewöhnlichen Ritterlichkeit über alles geschwiegen, was sie selbst betraf, — sie konnte also ruhig alle Beschuldigungen ihres Bruders leugnen.

»Ich weiss wirklich nicht, wessen Eure Majestät mich anklagen. Ich verkehre nun zehn Jahre lang intim mit Madame Junot, und wenn es Eurer Majestät beliebt, all dem Glauben zu schenken, was hier in der Stadt von übelgesinnten und neidischen Personen geschwätzt wird, so . . . Ja, da habe ich natürlich nichts mehr zu sagen.«

»Man braucht gar nicht besonders übelgesinnt zu sein, um es etwas verdächtig zu finden, dass man die Equipage des Gouverneurs von Paris zu allen Stunden des Tages und der Nacht vor dem Elysée halten sieht! Und nicht genug damit, Du hast Dich den ganzen Frühling öffentlich mit ihm gezeigt, — sogar im Tivoli! — Mit ihm auf allen Bällen getanzt, — ah, Du darfst mir glauben, ich bin wohl unterrichtet!«

»Nein, nun geht es doch zu weit!« rief die Prinzessin entrüstet. »Soll ich vielleicht nicht mit Junot tanzen dürfen, mit Junot, den ich kenne, seitdem ich ein kleines Kind war, und den Signora Lätitia noch heutigen Tags ihren sechsten Sohn nennt? Ist es das, wessen Sie mich anzuklagen haben, Sire, so geben Sie nur acht, dass man Ihnen in den Tuilerien nicht schlimmere Dinge aufführt als im Elysée!«

Diese durchsichtige Anspielung auf die Kaiserin machte Napoleon förmlich rasend.

»Schweig, Caroline!« sagte er streng und stampfte mit dem Fuss. »Nach allem was ich von Dir weiss, kleidet es Dich schlecht, Dich noch aufs hohe Ross setzen zu wollen. Hättest Du Dich zu dieser Geschichte nur verleiten lassen,

weil Du Dich in Junot vergafftest, der unleugbar ein hübscher Bursche ist und sich auf Frauenzimmer höllisch gut versteht, so hätte ich nichts weiter zu sagen gehabt, — ich begreife, dass man auf die Länge Murats überdrüssig werden kann! Aber Du befassest Dich mit Politik, Du hast ganz andere Pläne gehabt, Du« — er sah sie an und erhob die Hand, »ah, Du glaubst vielleicht, ich durchschaue Deine Ränke nicht!«

Der Kaiser stellte sich vor sie hin und fasste sie hart an beiden Schultern. »Gieb Dir keine Mühe, Dich zu vertheidigen, — ich weiss, was ich weiss. Aber — auf Eines fordere ich eine ehrliche Antwort. Hast Du jemals Junot in Deine, wie es scheint, recht umfassenden Pläne eingeweiht?«

»Nein,« antwortete die Prinzessin kurz und mürrisch. Sie begriff, dass Ausflüchte hier nichts mehr nutzten.

»So? . . . Nun endlich sehe ich, wie die ganze Geschichte zusammenhängt! Du kanntest Junots Loyalität, — Du warst klug genug, ihm nicht anzuvertrauen, wo Du mit Deinen intriganten Kombinationen hinwolltest. Aber Du hattest die Absicht, es für alle Fälle so zu arrangieren, dass der Gouverneur von Paris, wenn es dazu kam, Dir nichts abschlagen konnte! Für ein Frauenzimmer war das gar nicht so dumm ausgedacht oder besser: nur ein Frauenzimmer konnte einen solchen Plan ausdenken und durchführen. Das Unangenehme daran ist nur, dass ich nun unmöglich wissen kann, ob Junot nicht doch endlich in die Falle gegangen wäre.«

Caroline war nicht leicht zu schrecken. Wenn sie wollte, gehorchten ihre Nerven vollkommen ihrem Willen; — sie besass in höchstem Grad den Familiencharakter; des Bruders zornige Ironie liess sie gänzlich unangefochten.

»Und wenn ich nun den Gedanken gehabt hätte, den Eure Majestät mit Ihrem Scharfsinn mir zuzuschreiben belieben; — wäre das wohl ein so grosses Verbrechen? Er-

innern Sie sich, — es war vor dem 5. Mai —; und wenn nun das Unglück — was Gott nun und allzeit verhüten möge — dennoch Frankreich und uns allen widerfahren wäre, dass . . . Eure Majestät sind ja doch nur ein Mensch wie wir alle . . . Nun, wäre es vielleicht für uns behaglich gewesen, für die Geschwister Eurer Majestät, die doch in erster Linie das Recht auf Ihre Fürsorge hatten, dass ein Fremder, ein willenloses Kind in der Hand der Kaiserin und Eugène 'de Beauharnais', unser aller Herr sein sollte?»

»Ein Fremder? — Ich weiss nicht, warum mir nicht Louis' Sohn ebenso nahestehen sollte, wie Dein Mann oder Achille?»

Die Prinzessin zuckte die Achseln und lächelte zweideutig.

Der Kaiser verstand sie natürlich ganz gut. Er antwortete trocken:

»Meine liebe Caroline, — Du kannst recht gescheit sein, aber manchesmal läuft Deine Phantasie mit Dir davon. Du hast ja schon verschiedene Versionen von der Geburt dieses armen Kindes zum besten gegeben . . . Das sind alles Dummheiten. Gott gebe, dass Murat in der Zukunft seiner Kinder ebenso sicher sein kann, wie Louis.«

»Napolione!« — die Prinzessin erhob sich drohend und ganz dunkelroth.

»Ich gebe zu,« fuhr er höhnisch fort, und that, als hörte er sie nicht, »ich habe nicht weiter Lust, Junots blonden Krauskopf bei meinen Neffen auftauchen zu sehen; — der ist allzu compromittierend leicht kenntlich. Aber Du hast ja unleugbar einen Vorthail vor Deinen Schwägerinnen, — es wären doch jedenfalls meine Neffen!«

Der Kaiser hatte nicht Lust das Gespräch länger fortzusetzen. Er wusste aus Erfahrung, dass er nach diesem nur mehr eine Ohnmacht und Thränen erwarten konnte. Er wendete sich um und warf einen flüchtigen Blick nach der Uhr auf dem Kaminfries.

»Lebe wohl, Madame Caroline! Du hältst mich wahrhaftig zu lang auf mit Deinen Dummheiten. — Ja richtig, grüsse Madame Junot, sie braucht für ihren stattlichen Titel nichts zu fürchten. Glaubst Du, dass ich mich wegen Deiner Extravaganzen eines Menschen entledigen werde, der seinen Posten ausfüllt und mir zu unermesslichem Nutzen sein kann? Er bleibt natürlich weiter Gouverneur von Paris, so lang ich ihn da brauche, ob er nun will oder nicht. Aber er muss für einige Zeit von hier weg, bis sie im Faubourg St. Germain fertig geklatscht haben; — na, das geht Dich übrigens nichts an! Lass mich nun sehen, dass Du Dich von nun an anständiger aufführst.«

Als er schon bei der Thür war, wendete er sich noch einmal um und sagte:

»Es wäre fast besser, mich Deiner und Deines Mannes zu entledigen als Junot wegzuschicken. Zieh Dich in Dein Herzogthum zurück! . . . Sieh Dir Elisa an! — Sie bringt mir Nutzen, und die Dummheiten, die sie macht, macht sie jedenfalls nicht in Paris.«

Die Grossherzogin von Berg und Cleve, die einen Moment mit erwartungsvoller Miene den Kopf erhoben hatte, als der Kaiser davon sprach, sie fortzuschicken, sank nun beleidigt in ihre vorige Stellung zurück.

»Mein Herzogthum!« sagte sie verächtlich. »Anderen schenken Eure Majestät Königskronen, — uns, Ihren eigenen Schwestern, die doch auch ein gewisses Recht hätten —«

»Recht?« fiel Napoleon ironisch ein, »meine beste Schwester! Mir dünkt doch, dass wir ziemlich gewissenhaft das Erbe des seligen Königs, unseres Vaters, theilten!«

XII.

Paris — Paris, c'est la France!

Napoléon.

»Son caractère m'était connu. Il ne fallait pas aller trop loin avec lui, mais il fallait se donner de garde aussi de demeurer en arrière.«

*Mme Junot
(de l'Empereur).*

Es war der Abend vor dem 15. August, *la Saint-Napoléon*. Madame Junot hatte den Nachmittag bei der Kaiserin zugebracht. Sie war müde und ein bischen ungeduldig darüber, dass sie fast eine halbe Stunde auf dem Weg zwischen den Tuileries und den Champs-Élysées verbringen musste: die Pferde hatten sich nur Schritt für Schritt Weg bahnen können, und der Kutscher hatte oft still halten müssen, um nicht mit den Leuten in Collision zu kommen, die von allen Seiten nach den Tuileries strebten. Es war ein Feuerwerk auf dem Fluss und in dem Tuileriesgarten, so wie längs der Champs-Élysées Illumination mit Lampions in den Nationalfarben.

Endlich war sie nach Hause gekommen und sass nun in ihrem grossen Lehnstuhl an dem einen Fenster ihres Kabinetts; die Wange auf die Hand gestützt, blickte sie traurig, gedankenvoll und interesselos auf das erleuchtete

Paris hinaus. Der Schein der vielen Laternen drang bis zu ihr herauf und erhellte nahezu den Raum, während die Rufe und Acclamationen, durch die Entfernung etwas abgedämpft, — sich jubelnd an dem mehr alltäglichen, gleichförmigen Geräusch des Menschenstroms brachen, der vorüberzog. Aber Laures Gedanken hatten nichts mit des Kaisers Festtag zu thun. Sie waren nicht einmal von dem grossen Fest zu seinen Ehren eingenommen, bei dem sie morgen im Hôtel de Ville präsidieren sollte; denn sie, als die Frau des Gouverneurs, sollte im Namen der Stadt Paris Napoleon die Honneurs machen. Sie hatte ihre Vorbereitungen getroffen, — sie so gut als sie konnte getroffen; — nun dachte sie nicht mehr an das.

Die Thüre vom Salon draussen wurde heftig geöffnet; sie hörte hastige, wohlbekannte Schritte neben im Zimmer, — dann wurden dieselben langsamer, gleichsam zögernd. Sie sass und lauschte angstvoll, ohne sich zu erheben oder ihre Stellung zu verändern. Junot trat ins Kabinet ein.

Es war kein anderes Licht hier innen als das, welches von der Strasse durch die Fenster eindrang. Sie konnte sein Gesicht nicht sehen, aber an dem Gang, an der schlaffen Haltung konnte sie merken, dass etwas mit ihm los war, — ja, sie fühlte es förmlich gleich, als er ins Zimmer kam.

»Bist Du's?« fragte sie langsam und drehte den Kopf der Thüre zu.

»Ja.«

Er setzte sich still ihr gegenüber auf die andere Seite des Tisches, stützte beide Hände auf seine Kniee und beugte sich vor. Der knatternde Ton der Raketen, die emporfuhren, und die Jubelrufe von der Strasse, wurden in der Stille des Zimmers deutlich vernehmbar.

Plötzlich sagte er verdriesslich mit kurzer und barscher Stimme:

»Innerhalb eines Monats verlasse ich Paris.«

Sie fuhr vom Stuhl empor:

»Es ist nicht wahr! Was sagst Du? Paris verlassen?«

»Napoleon will hier von mir nichts mehr wissen. Er schickt mich fort, da er selber heim kommt. Er kennt mich, er weiss, dass das die härteste Strafe ist, die er jemals« — der Gouverneur verstummte; er richtete sich im Stuhl gerade auf und trommelte mit den Fingern hart auf die Tischplatte.

Madame Junot beugte sich vor und fasste seine Hand. »Erzähle mir alles, mein Freund,« sagte sie zärtlich, beruhigend.

»Es ist nichts weiter zu erzählen,« antwortete er in derselben verdrossenen, gezwungen barschen Art. »Der Kaiser hat mich zum Oberbefehlshaber der Girondearmee ernannt« . . . Und auf ihren Ausruf des Erstaunens und der Erleichtung machte er eine verzweifelte Armbewegung und rief: »Siehst Du denn nicht, dass er mich nur los sein will? Dass dies Ungnade ist, Verbannung?« . . .

Laurette sah es. Sie begriff es im selben Moment eben so deutlich wie er. »Habe ich Dir's nicht immer gesagt?« dachte sie, aber sie brachte es nicht über das Herz, es auszusprechen, — jetzt auszusprechen.

»Allein das ist ja ein grosser, ein höchst ehrenvoller Beweis seines Zutrauens, den der Kaiser Dir giebt. Du übertreibst gewiss, wenn Du es anders auffassest. Hast Du mit ihm selbst gesprochen?«

»Nein, ich habe es durch das Kriegsministerium erfahren« . . .

Er erhob sich und stiess nach dem Fusskissen vor dem Stuhl, so dass es weit ins Zimmer hineinflog. »Aber ich nehme es nicht an,« fuhr er heftig fort; »ich thue es nicht. Niemand soll sich einbilden, mich auf diese Art aus dem Land treiben zu können! Wenn ich einmal weg bin . . . Die Abwesenden, wie Du weisst, haben immer unrecht.«

Er begann in der Dämmerung des Zimmers ungeduldig auf und abzugehen. Sie sass und folgte ihm mit

dem Blick, fand aber kein Wort, um ihn zu trösten. Endlich sagte sie:

»Sprich morgen bei dem Fest selbst mit dem Kaiser oder begehre Audienz. Ach, könnte er Dich nun sehen, wie ich Dich sehe!«

Die Unruhe, die Innigkeit ihrer Stimme rührten ihn. Er ging zu ihr und setzte sich auf die Armlehne ihres Stuhls:

»Ich lasse Dich hier zurück. Du wirst darüber wachen, dass sie mir bei ihm nicht schaden. Meine Laurette! Hätte ich Dich nicht, so . . .«

Sie lachte gezwungen, aber doch heiter, mit einem zärtlichen, ernsten Blick.

»So würdest Du Dich wohl anderwärts trösten!« Sie seufzte und sie sassen beide einige Momente schweigend, Hand in Hand. Dann erhob sie sich langsam:

»Lass uns zur Ruhe kommen! Der morgige Tag wird anstrengend genug für uns beide!«

Napoleon hatte mit Absicht seinen Geburtstag, den 15. August, zu dem Tag des Festes bestimmt, mit welchem die Stadt Paris seine Heimkehr zu feiern gedachte. Theils wollte er demselben so viel Glanz wie möglich geben, theils wollte er damit der Stadt schmeicheln, die, wie er wusste, auf der ganzen Welt am schwersten zu erobern war und in deren Besitz er sich niemals vollständig sicher fühlte. Die Hallen, die Weinkeller, die Barbierstuben, die Kaffeehäuser die Salons von Paris, — der Kaiser wusste, dass man vor allem diese beherrschen musste, wenn man Frankreich und durch Frankreich Europa lenken wollte. Und dieser latente, unterirdische, launenhaft elastische, sich stets erneuernde Widerstand, den Paris allzeit einer herrschenden Regierung entgegenzusetzen verstanden hat, irritierte und beunruhigte ihn mehr als er eigentlich selbst zugeben wollte. Er, der sich nie einen Moment fürchtete, dem coalitierten Europa die

Spitze zu bieten; der mit einem Blick und einem Lächeln seine Armeen bis zum Ende der Welt brachte; der die mächtige römische Kirche zu unerhörter Nachgiebigkeit gezwungen; der den Senat zu einem Chorus lobsingender Dienstgeister herabgedrückt; der ungeniert das ganze Tribunat aufhob, als dessen Leistung ihm überflüssig geworden schien; er — nein, er fürchtete sich nicht; denn das Wort »fürchten« passt nicht auf ihn, — aber er fühlte sich höchst unangenehm berührt von den naseweisen Witzreden, welche die pariser Zungen und Federn sich über ihn und seine Institutionen erlaubten, und mehr als eine Armee von 300,000 Mann respektierte er eine Volksversammlung auf dem Carrousselplatz oder einen Auflauf im Palais-Royal. Mit unermüdlicher Vorsorge wachte er darüber, dass die Truppen, welche in Paris lagen, nie mit den Einwohnern der Stadt in Streit geriethen: »Es wäre mir ja unmöglich, gegen das Volk Partei zu ergreifen!«

Da das alte Hôtel de Ville, innerhalb dessen Mauern so viele der wichtigsten Scenen der französischen Geschichte sich abgespielt hatten, als nicht mehr gross genug für die Festlichkeiten betrachtet wurde, die man dem neuen Cæsar zu bieten gedachte, hatte man für diese Gelegenheit im Innenhof des Gebäudes, in gleichem Niveau mit dem ersten Stock, einen stattlichen und sehr geräumigen Saal aufführen lassen. Graf Frochot, der Präfekt von Paris hatte es auf sich genommen, das Festprogramm zu redigieren (das übrigens in allen Einzelheiten Duroc und dem Oberceremonienmeister Herrn von Ségur vor gelegt werden musste) sowie alle Anordnungen zu treffen. Dem Gouverneur von Paris lag es also nur ob, unten an der Treppe Seine Majestät zu empfangen und in die Festräume zu führen. Die Frau Gouverneurin und der Präfekt hatten die Kaiserin zu geleiten.

Madame Junot war sehr nervös. Sie wusste, dass ihr Mann diese Gelegenheit zu benutzen gedachte, um gleich

mit Napoleon einige Worte über jene Reise nach Bayonne zu sprechen, — er war allzu heftig und leidenschaftlich, um es länger aufschieben zu können und es beunruhigte sie, wie der Kaiser das wohl aufnehmen werde.

Sie stand neben Frochot oben auf der grossen Treppe und wartete auf die *cortège* ihrer Majestät. Es war ein stiller, milder Augustabend mit klarem Mondschein, — sie fror nicht im mindesten in ihrer Toilette aus golddurchwirktem Seidentüll. Hinter ihr standen 24 Damen, alle in weiss, welche die vornehmsten Namen der pariser Industrie- und Handelswelt repräsentierten und ausgewählt waren, um die Kaiserin zu begrüßen.

Sie hatten eine lange Weile gewartet, ehe die Equipagen endlich auffuhren. Nach Ihrer Majestät kamen *Madame Mère*, die Königin von Holland, die Grossherzogin von Berg und die Erbprinzessin Stephanie von Baden. Die kaiserlichen Damen wurden feierlich in allen von der Etikette vorgeschriebenen Formen empfangen, und die Kaiserin Joséphine stieg langsam zwischen Madame Junot und dem Seinepräfekten die Treppe hinan.

Die Frau Gouverneurin von Paris eröffnete den Ball mit dem Grossherzog von Berg. Junot tanzte mit der Prinzessin Stephanie. Murat war gegen Madame Junot immer sehr artig gewesen, doch heute abend übertraf er sich selbst. Er war, — wie es nun modern geworden zu sagen, — ein echter *Troubadour* und überströmte von schmachtenden Komplimenten. Er trug eine sehr leuchtende, sehr phantastische Uniform in, wie er selbst es nannte, polnischem Stil, und wie der Kaiser, sein Schwager, es nannte, *à la Franconi*. Aber er sah jedenfalls stattlich aus in seiner Czapka und seiner kurzen Jacke *à la Polonaise*. Madame Junot, die nicht die Spur mehr Respekt vor Seiner Hoheit hatte, als sie dem General Murat gegenüber besessen, scherzte munter mit ihm über all die Hutfedern, die er während des Feldzuges verbraucht, und als er mit

der Hand auf dem Herzen versicherte, er habe sie weggeworfen, sobald sie nur einen Tropfen Regen oder ein Körnchen Staub bekommen, »bloss um die weisse Farbe meiner Dame« (er sah auf ihre schneeweisse Toilette) »vollkommen unbefleckt zu erhalten,« — brach sie in ein Gelächter aus, und mit einer feinen und schmeichelnden Anspielung auf seine brillante, in der ganzen Armee berühmte Cavallerie-attaque bei Eylau, antwortete sie scherzend, man müsse mit einer solchen Masse von Federn, ja mit sogar noch weniger, — was durch Heinrich des IV. berühmten Helmbusch bewiesen sei, — die Franzosen wohl zum Sieg führen können.

Der Kaiser, welcher nach seiner Gewohnheit die ganze Zeit über im Saal herumspazierte, stand gerade hinter ihnen und hörte die letzten Worte. »Sie hat das Antworten nicht verlernt, *Madame la Gouverneuse!* Du verlierst übrigens Deine Zeit mit Deinen Galanterien bei ihr, Murat, — sie ist immer ein Muster von Treue gegen ihren Mann gewesen.« Er begegnete flüchtig ihrem Blick und wendete den Kopf halb ab. »Erinnern Sie sich, Madame, wie Sie mich im vorigen Sommer quälten, um zu Junot nach Parma reisen zu können? Was sagen Sie nun zu einer Tour nach Bayonne?«

Madame Junot lächelte: »Wenn Eure Majestät nichts dagegen haben, so ziehe ich es vor in Paris zu bleiben.«

»Ah, die Damen sind sich doch alle gleich! Paris! Paris! . . . Als ob man nicht ausserhalb Paris leben könnte.«

»Ja wohl, die Herren, — die Herren können es schon.« . . . Madame Junot lächelte schalkhaft, maliziös den Kaiser an und schlug den Blick gleich wieder nieder, denn sie fürchtete, unter all diesen Menschen, die nicht ihrem gewöhnlichen Kreis angehörten, sich zu vertraulich gezeigt zu haben; ihre Wimpern warfen einen weichen, dunklen Schatten auf die feinerröthenden Wangen mit den kleinen Grübchen. Sie war lange nicht so stattlich, aber sie glich dennoch auffallend ihrer schönen Mutter, die

einstens der Gegenstand der ersten, heftigen, leidenschaftlichen Liebe des jungen Lieutenants Bonaparte gewesen war. Der Kaiser hatte weiter gehen wollen, blieb nun aber stehen, und zwickte sie leicht ans Ohr, indem er sie zwang den Kopf wieder zu heben.

»Wie alt sind Sie eigentlich, Madame Junot? Denken Sie schon daran, Ihr Alter zu verbergen? Mir dünkt Ihre Toilette so ehrbar hochhalsig.«

Madame Junot war natürlich ebenso décolletiert wie die übrigen Damen, was nicht so wenig sagen wollte. Sie lachte und antwortete:

»Ich bin drei und zwanzig Jahre alt. Es würde mir nie einfallen mein Alter zu verbergen, — am wenigsten vor Ihnen, Sire, den ich ja doch nicht täuschen könnte.«

»Freilich, wir sind ja bald schon alte Bekannte, Madame Laurette. Sie waren früher einmal ein kleines, blasses Ding; doch als Sie heirateten, da machten Sie sich. Es ist doch merkwürdig, wie das den kleinen Mädeln gut thut.«

Laurette antwortete nicht, — senkte nur ein bischen den Kopf. Sie war nun seiner Art und Weise ungewohnt und fühlte sich von derselben fast unangenehm berührt.

»Besonders wenn man in seinen Mann verliebt ist. Schau sie nur an, Murat! — Das ist eine Frau, die in ihren Mann verliebt ist.«

Murat lachte bloss auf seine lärmende Art, welche Madame Junot stets irritierte und verletzte.

»Junot hat immer eine schreckliche Gewalt über die Frauen gehabt. Erinnerst Du Dich im Orient, Murat, an diese gelbe Xraxarane? Er hätte sie auf einem Scheiterhaufen verbrennen können, wie eine indische Witwe, als er fortreiste. Sie würde sich nicht widersetzt haben. Höchstens, dass sie den Scheiterhaufen mit ihren Thränen ausgelöscht hätte.«

Madame Junot wusste, dass es des Kaisers Manie war,

junge Frauen mit den alten Abenteuern ihrer Männer zu necken, die er an seinen fünf Fingern herzählen konnte. Sie war durch Gewohnheit dagegen fast abgehärtet.

»Ah, *Faunette*,« sagte sie lachend. »Die war sehr herzig. Ich habe ihr Portrait in meinem Kabinet auf dem Kamin stehen.«

»Wirklich? Ich bekomme immer mehr Achtung vor Ihnen, Madame Junot. Sie sind ja ungewöhnlich verständig.«

»Oh, Majestät, Sie überschätzen mich! Das war ja lang vor meiner Zeit. Übrigens, — hätte es sich um irgend eine andere, nicht ganz so farbige Dame gehandelt — . . . wäre sie z. B. einer andern Favoritodaliske ähnlich gewesen, die man mir einmal gezeigt, einer seidenweichen Blondine mit Augen gleich Saphiren, ein paar Händen, ein paar Lippen« . . .

Murat hörte auf zu lachen und schaute unwillkürlich ängstlich warnend seine Dame an, — doch Napoleon lachte laut. Diese etwas naseweise Anspielung auf seine bekannte ägyptische Maitresse, — weit entfernt ihn zu verletzen, unterhielt sie ihn im Gegentheil in diesem Augenblick.

»Leider habe ich die Dame, die Sie meinen, nie gesehen,« antwortete er mit gemachtem Ernst. »So, — Junot hielt sich also auch weisse Sklavinnen in seinem Serail?«

»Nein, Sire, — oh nein. Die wurden gewiss reserviert, — für den — den — Sultan.«

»Ja, der Sultan kann sich viele Launen gestatten;« der Kaiser lächelte; »leider darf er sie nicht immer befriedigen, — nicht wahr, Madame Junot?«

Er sah sie an, lächelnd, herausfordernd, mit etwas so gewiss Eigenthümlichem in seinem Blick, das sie nicht verstand. Er hatte sich schon umgewendet, um zu gehen, bedachte sich aber und sagte, — ein bischen leiser und zu ihr vorgebeugt:

»Apropos, Ihr Mann hat mich eben wegen der Reise nach Bayonne interpelliert. Es war das nicht der passende

Augenblick; ich konnte mich darüber nicht aussprechen. Er sollte wissen, dass meine Befehle nie abgeändert werden. Ich brauche ihn in Bayonne, — er wird bald erfahren, weshalb, — jedoch Sie . . . aber Sie sagten ja, dass Sie am liebsten in Paris bleiben wollten« . . . Und mit einem nachlässigen Nicken setzte er seine Runde fort.

Madame Junot folgte ihm lang mit dem Blick. Murat bekam kein Gespräch mehr in Gang; seine Dame war plötzlich so seltsam zerstreut geworden.

XIII.

*»On aime toujours bien plus pour soi-même
que pour autrui et le premier des biens que
l'amour donne, c'est — d'aimer.«*

Mme Junot (»Etienne Saulnier«).

Es war gegen Ende August, ungefähr um neun Uhr abends, und da es nicht den Anschein hatte, als ob Junot, der den ganzen Abend fortgewesen war, sobald zurück zu kommen gedächte, so bereitete Madame Junot, die müde und, ungewöhnlich genug, allein war, sich vor ins Bett zu gehen. Während eine der Kammerjungfern ihr Haar für die Nacht ordnete, kam die alte Joséphine.

»Madame, es ist ein Lakai mit einem Brief aus den Tuilerien draussen; er hat Befehl auf Monseigneur zu warten; ich glaube, es ist dringend.«

Madame Junot wendete müde den Kopf ein wenig, während sie langsam ein Krystallflacon umkehrte und das ganze Innere der Hand mit Eau de Portugal anfüllte.

»Von wem ist der Brief?«

»Vom Grossmarschall. Es steht aussen darauf, dass es dringend ist.«

Madame Junot stand sofort auf und wand sich ungeduldig das aufgelöste Haar selbst in einen Knoten, indem sie hastig einen Perlenkamm durchsteckte. Sie warf einen Shawl über das Spitzenpeignoir.

»Lass Martin und Dubois sogleich ein paar Pferde satteln und sieh, dass sie Monseigneur finden. Warte, ich werde ihm ein paar Worte schreiben . . . Er wird entweder bei Madame de Lalligant oder beim Cardinal Dubelloy sein — so, da bitte,« . . . Laurette hatte plötzlich aus Unruhe über das, was Duroc ihrem Mann wohl zu sagen haben möchte, ganz die Lust verloren, zu Bett zu gehen. Sie hüllte sich in ihren grossen Kaschmirshawl und liess sich in ihrem Kabinet ein paar Kerzen anzünden.

Junot trat müde, den offenen Brief in der Hand, ein.

»Gott sei Dank, — da bist Du endlich! Hast Du Martin oder Dubois schon getroffen?«

»Nein,« — er warf nachlässig den Brief auf ihren Sekretär. »Ich — ich war . . . Ich habe doch schon erfahren, um was es sich handelt.«

Madame Junot sah ihn an. »Aha! Ich verstehe« . . . Sie nahm den Brief und las ihn, halblaut murmelnd, durch.

Er war von Duroc, betraf aber ganz etwas anderes als sie gemeint. Er unterrichtete Junot nur kurz, dass die Prinzessin Catherine von Württemberg, die zukünftige Königin von Westphalen, schon den nächsten Morgen mit ihrem Gefolge in Raincy anlange, wo, nach der Bestimmung Seiner Majestät, sie frühstücken und nach der Reise ausruhen solle. Da der Kaiser nicht wünschte, dass die Braut seines Bruders gleich der Herzogin von Bourgogne und anderen Fürstinnen des *ancien régime* am hellen Vormittag ihren feierlichen Einzug in die Hauptstadt halte, so habe er für gut befunden, dass sie bis abends bei den Junots in Raincy bleibe, das gerade in passender Entfernung von Paris gelegen sei. »Madame Junot versteht sich darauf, wie man mit Prinzessinnen spricht. Lass nur die sie unterhalten, bis ich Jérôme schicke und sie hole!«

Junot hatte sich auf das Sopha gesetzt, das zwischen den Fenstern stand. Er hatte ein Bein über das andere geschlagen und strich sich gedankenvoll die Seidenstrümpfe

über den Waden glatt. Er war noch in voller Gesellschaftstracht, mit Schnallenschuhen und weissen Kniehosen. Neben ihm lag sein grosser, dreieckiger Hut.

»Na, ich muss sagen, — das wird herrlich!« — Madame Junot faltete energisch den Brief zusammen. — »Er gibt uns Befehl, morgen früh eine Prinzessin zu empfangen und sie einen ganzen Tag zu unterhalten, genau so wie er seinem Kammerdiener befiehlt, ihm die Schnupftabaksdose zu holen! Es ist nun bald halb elf, — wir haben bloss die Nacht für uns, um nach Raincy zu fahren und alles zu arrangieren!«

Junot zog an der Ferse seines Schuhs und sah auf. Er runzelte die Brauen und piff mit zerstreuter Miene, sagte aber nichts.

Laurette stand und betrachtete ihn halb verstohlen von der Seite. Sie errieth, dass er direkt aus dem Elysée kam; was mochte er da wieder gehört haben, das ihn so verstimmt und gegen alles daheim gleichgiltig machte? Sie hüllte mit einer ärgerlichen Bewegung den weinrothen Shawl dichter um sich, — die Arme, welche von den Schultern an nackt aus den griechischen, langen Aermeln des Peignoirs herauskamen, kreuzten sich unter der Brust. Sie stand und schaute unverwandt auf ihren Mann.

»Junot . . . Aber Du hilfst mir ja gar nicht!« . . .

»Ah, Laurette« — er stellte ungeduldig den Fuss auf den Boden, stützte die Ellbogen auf die Knie und beugte sich vor — »ich habe wirklich an so viel anderes zu denken! Was soll ich denn thun? Der Kaiser hat es nun einmal so bestimmt.«

Er sah zu ihr auf, während er sprach. Sie hatte plötzlich so inniges Mitleid mit ihm. Sie wusste wohl, was los sei; — nun, wo sie glaubten, er sei beim Kaiser in Ungnade gefallen, wendeten sich alle von ihm ab.

»Du hast recht; da ist nichts zu machen!« sagte sie plötzlich munter. »Willst Du, dass ich Duroc antworte?

Natürlich ist sie willkommen, — armes Kind, das Jérôme zum Mann kriegen soll! Ich werde alles so prächtig arrangieren als ich kann; aber Du musst *maître de plaisir* sein. Wir werden sie nach dem Frühstück mit einer Jagd unterhalten . . .«

Madame Junot hatte sich schon an den Schreibtisch gesetzt, während sie sprach. Sie untersuchte mit dem Nagel die Feder, ob sie ordentlich geschnitten sei und nahm Papier aus dem Portefeuille.

Junot richtete sich auf. Wenn seine Frau nur froh und munter war, so vermochte sie fast immer seine Misstimmung zu verjagen. Er hob den Kopf und lächelte.

»Natürlich muss sie jagen, — eine teutonische Prinzessin! Sie soll steif sein wie ein Stock, habe ich sagen hören. Du musst mit ihr reden, Laurette, — ich bedanke mich. Näher kenne ich keine anderen Prinzessinnen als die spanischen und die portugiesischen, und vor denen möge mich Gott bewahren!«

»O, Du kennst ja auch ein paar französische, — näher, meine ich« . . .

Madame Junot drehte ihren kleinen, hochgetragenen Kopf ein wenig. Sie lächelte mit ihrem fein sarkastischen, selbstsichern Lächeln, das nun einen Schatten von Uebermuth hatte:

»Gott weiss, mein Freund, ob diese Jagd für Dich so lustig wird, wie die Jagden auf Raincy zu sein pflegen!«

Doch als sie die Röthe auf seiner Stirn sah, die heftige, verdriessliche Art, wie er den Kopf abwendete, flog ein Ausdruck von Unruhe, von bitterem, zärtlichem Mitgefühl über ihr dunkles, schönes Gesicht. Sie stand auf und ging langsam auf ihn zu.

»Junot« . . . Sie suchte nach Worten, fand keine und blieb still stehen, die eine Hand auf dem Stuhl, auf dem er sass.

Junot blickte verstohlen von der Seite zu ihr auf und

— leidenschaftlich, leicht gerührt, wie er war, plötzlich ergriffen von dem Ausdruck ihres Gesichtes, das er, trotz allem, auf der ganzen Welt am meisten liebte, zog er ihre Hand heftig an sich, lehnte sein Gesicht daran und murmelte:

»Warum sagst Du nichts darüber, Laurette, dass ich heute abend weg gewesen? Mache mir Vorwürfe, sei böse auf mich, wie Du es zu sein pflegst, sage« . . .

Sie schüttelte den Kopf und in ihrem Antlitz, das sie ihm nun zuwandte, lag ein Ausdruck von so hoher Würde, dass er, der sie doch als sehr stolz kannte, sich darob wunderte.

»Was kann ich Dir vorwerfen? Sie ist ja wie der Bruder, — wo sie herrschen will, da« . . .

Er errieth ihren Gedanken, und in seinem männlichen Gefühl tief verwundet, antwortete er:

»Ich verstehe! In dem wie in allem Anderen siehst Du bei mir nur den Trieb zu gehorchen, — einem Bonaparte zu gehorchen!«

Sie zog sachte ihre Hand aus seiner und an die Fensterbrüstung gelehnt, die Arme auf der Brust gekreuzt, die Füße leicht vorgestreckt, begann sie:

»Kannst Du Dir vorstellen, dass irgend wer, irgend ein Weib Napoleon widerstehen könnte, wenn dieser es liebte oder zu lieben glaubte?«

Junot lächelte etwas zweideutig: »Ich habe es zum mindesten nie gesehen.«

Madame Junot fuhr fort ihn anzusehen. Es war in ihrem klaren, leuchtenden Blick, in ihrem stolzen Lächeln etwas, das ihn beunruhigte, zugleich ihn ängstigte und ihm imponierte, das er jedoch in diesem Moment nicht begriff.

Sie bewegte die Lippen, wie um noch etwas zu sagen, hielt sich aber wieder zurück. Sie ging zum Schreibtisch und sagte einfach, mit ihrer gewöhnlichen Stimme:

»Also, Du siehst ja« . . .

Junot blieb still sitzen und folgte ihr gedankenvoll mit dem Blick, während sie, den Rücken ihm zugewendet, ihren Brief fertig schrieb. In seiner müden und verbitterten Seele tagte eine Ahnung, der er nicht zuhören wollte, nicht zuzuhören wagte: hatte Napoleon versucht, seine Frau zu gewinnen? Hatte sie um seineswillen, aus Liebe zu ihm, Muth und Willen gehabt zu verweigern, was kein anderes Weib in Frankreich verweigert hätte? Er erinnerte sich ihres Ausdrucks, als sie einmal in einem ihrer zärtlichsten Augenblicke — er glaubte, ganz unmotiviert, — gesagt hatte:

»Kein Weib, das nicht mit ganzer Seele einen anderen Mann liebt, könnte Bonaparte widerstehen« . . . Er hatte gelacht und darauf gesagt, wenn der Gedanke an den Kaiser alle Frauen Frankreichs ebenso verfolgte wie sie, es bald aus wäre mit seiner Herrschaft über die Männer. Sie hatte bloss gelächelt, ohne sich näher zu erklären . . .

Er stand auf und ging mit hastigen, unregelmässigen Schritten im Zimmer herum. Er blieb hinter ihrem Stuhl stehen, und sachte, mit zögernder Zärtlichkeit, liess er seine Hand über ihr Haar gleiten.

Laurette schien ihn nicht zu bemerken; sie beugte sich bloss tiefer über den Brief. Aber in diesem Moment dachten sie beide das Gleiche und beide wussten sie es, ohne es sagen zu wollen.

In der Nacht, bei Mondschein, fuhr Madame Junot nach Raincy. Nach ihr kam der Meisterkoch Réchaud an der Spitze eines ganzen Zugs von Wagen mit Lebensmitteln, Service, Luxus- und Toilettesachen. Morgen, spätestens um halb neun, sollte das Schloss in Ordnung sein, um die Prinzessin von Würtemberg zu empfangen, und Laurette hatte beschlossen, alle ihre Hilfsmittel aufzubieten, um alles so glänzend wie nur möglich zu machen. Sie wusste nämlich, dass der Kaiser sich nach jedem Detail des Empfangs

erkundigen werde, und dass er lebhaft wünschte, seine fürstliche Schwägerin solle, wenn sie den Fuss auf pariser Grund und Boden setze, sogleich den ersten, entscheidenden Eindruck von französischer Pracht und französischem Geschmack bekommen.

Die Frau Gouverneurin von Paris hatte diese Nacht nicht Zeit, viele Stunden zu schlafen. Früh morgens kam ihr Mann, gefolgt von einem Adjutanten, um beim Empfang der Prinzessin zugegen zu sein. Madame Junot war erst aufgewacht und sass gerade aufrecht im Bett und trank ihre Chokolade, als Junot, noch in Reitstiefeln und Sporen, bei ihr eintrat.

»Lass mich nachsehen, ob Du schwarze Ringe um die Augen hast, Prinzessin *Gracieuse*!« sagte er munter, indem er sich auf den Bettrand setzte. »Du darfst vor allem nicht zu müde aussehen, — auch das wird Seiner Majestät rapportiert!«

»Ah, fürchte nichts,« lachte sie übermüthig. »Er hat, gottlob, noch nicht verboten, weiss und roth anzuwenden!«

Junot lachte ausgelassen auf. »Die arme Joséphine, — das fehlte ihr noch!«

Er ging, wendete sich aber in der Thür noch einmal um. »Sage mir, — bist Du mit Dir auch wegen des Kostümes im Reinen?« . . .

Laurette hatte schon einen Fuss aus dem Bett. Sie winkte ungeduldig mit der Hand.

»Sei Du nur ruhig, mein Freund! Wenn ich in Lissabon lernen konnte, mit Paniers zu gehen, ohne auf die Nase zu stolpern, brauchst weder Du noch der Kaiser sich wegen meiner Kostüme Sorge zu machen. In Deutschland, habe ich gehört, fordert man bei einer solchen Gelegenheit grosse Toilette; aber hier . . . Du weisst ja, wir tragen nur in den Tuilerien Mantel und *chérusque*. Ich kenne den Kaiser, — er will, dass die Prinzessin vom

ersten Moment an merke, dass der französische Hof etwas ganz für sich ist, — einzig dastehend in der Welt, und dennoch, — und dennoch wie alle die alten Höfe.« Sie lachte.

Madame Junot war heute in viel besserer Laune, als sie es seit langer Zeit gewesen. Sie sah ein, es war eine Gunstbezeigung, dass Napoleon sie und ihren Mann damit betraute, die hoch vornehme Schwägerin am ersten Tag, den diese in einem französischen Haus zubrachte, bei sich zu empfangen, und sie war durchaus nicht fühllos für diese grosse Ehre.

Während Marguerite und Joséphine ihr beim Anziehen der raffinierten »Halbtoilette« halfen, die sie mit grosser Umsicht zusammengestellt hatte: weisses Seidenmoirée-Kleid mit Schleppe, und hohe Toque mit weissen Straussfedern, — beschäftigte es sie nicht wenig, welche Miene diese neue Prinzessin machen würde. Laurette war im voraus nicht sehr sympathisch für sie gestimmt. Erstens ängstigte sie, wie die meisten seines alten Kreises, Napoleons immer stärker betonte Neigung, Familienverbindungen mit den alten Höfen anzuknüpfen, und zweitens entrüstete sie als Weib und Katholikin der eigenherrliche Despotismus, mit dem man Jérômes erste Ehe aufgelöst hatte, und wie man seine junge Frau und ihr Kind behandelte. Sie erinnerte sich unwillkürlich des Frühlingsmorgens vor zwei Jahren, als sie und Junot, auf ihrer Reise nach Lissabon, in einer verlassenen *posada* in der Nähe von Madrid unvermuthet den jungen Jérôme Bonaparte getroffen. Sie dachte an ihr Frühstück in dem ruhigen Wirthshausgarten, in welchem er verzweifelt und eingenommenen Sinnes bloss von seinem Kummer geredet hatte, mit seiner »Eliza« nicht beisammen zu sein, der man, trotz ihres bemitleidenswerthen Zustandes, in allen Häfen, — in Frankreich, in Holland, in Spanien, Portugal und Italien, — auf Befehl des französischen Kaisers die Erlaubnis verweigert, ans Land zu

steigen. Nun war sie auf dem Weg nach England, während er selbst seinen Bruder aufsuchen und ihn um Barmherzigkeit für seine junge Frau und sein ungeborenes Kind anflehen wollte. Ach ja! — armer, lieber Jérôme! Er hatte wohl nicht der Lockung widerstehen können, kaiserliche und königliche Hoheit genannt zu werden, nicht verzichten können auf eine Krone und die Hand einer Prinzessin! . . . Madame Junot lächelte, während sie die langen, weissen Handschuhe zuknöpfte, etwas boshaft beim Gedanken an das Liebestelldichein zwischen ihrem einstigen Spielkameraden und seiner fürstlichen Braut, dem sie heute abend beiwohnen sollte. Gott weiss, ob er sich noch der *posada* auf der duftenden Blumenheide der Estramadura erinnerte? . . .

Von diesem Gedanken beherrscht, näherte sie sich mit einer gewissen Kälte der Prinzessin und machte ihre vorgeschriebenen Reverenzen, während sie, — eine übermüthige Pariserin bis in die Fingerspitzen, — zugleich recht kritisch ihren hohen Gast musterte.

Prinzessin Catherine von Württemberg war um diese Zeit etwa vier und zwanzig Jahre alt. Zufolge der Etikette, (die man für diese Gelegenheit genau nach den Urkunden studiert hatte, welche sich in Bezug auf das Beilager des Herzogs von Bourgogne im Archiv befanden), war sie schon seit ein paar Tagen von ihrem deutschen Hofstaat getrennt und fühlte sich äusserst fremd und unbehaglich zwischen all diesen unbekannten Franzosen, die sie umgaben. Sie war kleinen Wuchses, sehr dick, recht klumpig, besass aber ein schönes, offenes, blondes Gesicht, das jedoch sowohl durch die starke Augusthitze wie durch den steifen Schnürleib und durch die qualvolle Verlegenheit, in der sie sich befand, nun unter der aufgethürmten und ziemlich altmodischen Frisur ganz hochroth war. Ihr Anzug war — Madame Junot bemerkte es gleich — doch gar zu antediluvianisch, sogar für eine deutsche Prinzessin! Wer hatte wohl heutzutage sein Vorderschosstheil mit einer »Mathilde« garniert? Wer

trug nun so enge, schlichte Ärmel? — sie erinnerten fast an die Mode unter Marie Antoinette. Und eine solche Schleppe! Sie glich einen kleinen Schwanz. In Paris musste diese Prinzessin aus Stuttgart sich wie eine Provinzdame ausnehmen.

Ihre Haltung, wenngleich gezwungen und oft peinlich unsicher, war stolz und würdig. Sie war fast übertrieben gnädig gegen ihre Wirthin und die jungen Frauen, die der Kaiser zu ihren Hofdamen ernannt hatte. Jeden Moment wechselte sie die Farbe, und trotzdem sie sich beherrschte, war es doch für jedermann sichtbar, in welcher peinlichen Unruhe und Verlegenheit sie sich unter all diesen fremden — in ihren Augen feindlichen — Personen befand, mit der schrecklichen Aussicht vor sich, am Abend von ihrem Bräutigam (der, nach ihren Begriffen, schon Ehemann war) abgeholt und der Bonapartistischen Familie vorgestellt zu werden.

»Wohlan, *Madame la gouvernante*, was sagen Sie denn zu meiner kleinen Souveränin?«

Der Marschall Bessières, der als Stellvertreter des Prinzen Jérôme die Prinzessin abgeholt hatte, war es, der nun flüsternd sich über Madame Junot beugte. Mit seinen schiefen Augen schielte er lächelnd nach Ihrer Hoheit, die mit steifer Grazie die Complimente der vielen Personen entgegennahm, welche ihre Oberhofmeisterin Madame de Luçay ihr vorstellte.

Die Gouverneurin von Paris wendete sich langsam um und schaute in Bessières' lachende Augen auf. Sie biss sich in die Unterlippe und zuckte fast unmerklich die Achseln, ehe sie antwortete:

»Mir imponiert sie nicht, mein lieber Marschall! Besonders nicht in diesem Anzug. Könnten Sie ihr denn nicht einen Wink geben, was man jetzt in Paris trägt? Natürlich — es muss ja doch sein; — aber glauben Sie nicht dennoch, dass der Künstler jenes Gemälde etwas kleiner hätte

machen können?» Sie deutete mit einem komisch ausdrucks-
vollen Blick auf das enorme Miniaturbild des Prinzen
Jérôme, das, in Diamanten gefasst, an dem Halsband der
Prinzessin hing und bei jeder Bewegung, die sie machte,
auf ihrer Brust förmlich hin und her geworfen wurde. »Es
ist doch schade um sie, dass sie gezwungen sein soll, sich
vor ihnen allen in diesem Anzug zu zeigen.«

»Einen Wink? Meine theuerste Madame Junot! Sie
haben doch ein Stück Erfahrung mit königlichen Hoheiten.
Fiel es Ihnen jemals ein, die Prinzessin von Brasilien
merken zu lassen, dass sie aussah wie eine . . .? Ich ver-
stehe mich nicht auf Frauenzimmerputz — was Prinz Jérôme
leider vermuthlich thut! — aber darauf verstehe ich mich,
dass mit Ihrer Hoheit nicht zu spassen ist.«

● »So—o?» Madame Junot schien voll Interesse.

»Ja, können Sie sich vorstellen . . . Als wir, wissen
Sie, diese barbarisch komische Trauung durchmachten, so
— mir schien, die Contenance erfordere, dass ich als
Mann etwas sage, — etwas Scherzhaftes, das bewies, dass
wir beide uns von dieser lächerlichen Ceremonie gar nicht
dupieren liessen, dass wir das Ganze nähmen, wie zwei ver-
nünftige, moderne Menschen eben veraltete Sitten nehmen,
wenn sie nun einmal gezwungen sind, sich nach ihnen zu
richten. Aber sie . . .! Wir Franzosen sehen eben, trotz
allem, ein bisschen anders auf dies und das, was hinter
1789 liegt.«

»Aber sie, sagten Sie . . .?»

»Sie gab mir eine Zurechtweisung, — so starr, so
scharf, so ganz verständnislos! Und was ich sagte — ich
versichere Sie, es war das Unschuldigste, das man sich
denken kann!«

»O, Sie sind auch hübsch hart gegen sie, lieber Freund,«
nahm Laurette plötzlich ihre Partei. »Sie ist in diesen
Tagen ja so erregbar, so auf ihrer Hut! Es ist aber auch
eine ungemüthliche Situation. Jedoch sie kann lebenswürdig

sein; sehen Sie nur, wie sie dem Minister ihres Vaters, Herrn von Winzigerode, zulächelt!«

Bessières schüttelte leicht den Kopf; eine kleine Wolke von Puder umgab den Haarbeutel, den er wie Lannes trotz der Mode eigensinnig forttrug. »Ja wohl, armes Kind . . . Es wäre recht unterhaltend zu wissen, was die Grossherzogin von Berg und Prinzessin Stéphanie von ihr reden.«

»Das werden Sie erfahren, wenn Ihnen daran liegt,« versetzte Laurette etwas trocken. —

Gleich nach dem Diner, welches die Prinzessin, auf ihren eigenen Wunsch, bloss mit den Damen des Schlosses in der prachtvollen runden Bibliothek eingenommen hatte, erwartete man nach der Bestimmung Seiner Majestät die Ankunft des Prinzen. Sehr verlegen und mit einer so dunklen Röthe im Gesicht, dass es qualvoll sein musste, hatte Prinzessin Catherine Madame Junot ersucht, wo möglich etwas früher von der Ankunft Seiner Hoheit unterrichtet zu werden. Ein Adjutant hatte augenblicklich den Befehl empfangen, mit einem Feldstecher bewaffnet vom Park aus die grosse Pappelallee zu beobachten und es sofort zu melden, wenn er den Prinzen und sein Gefolge zu Gesicht bekäme.

Je mehr die Uhr sich der siebenten Stunde näherte, umso bemerkbarer wurde die Angst und Unruhe der Prinzessin. Madame Junot vergass ihr Vorurtheil gegen dieselbe, als sie sie in ihrer steifen Schüchternheit so unglücklich sah und beschloss endlich, sich bei ihrem Mann zu erkundigen, ob die Vedette noch nichts gemeldet habe. Doch als sie die Thür zum grossen Speisesaal öffnete, wo Junot dem umso viel lustigeren Mittagstisch der Herren präsierte, drangen ihr so mächtige Lachsalven entgegen, dass sie allen Muth verlor, mit ihrer Frage hervorzutreten. Denn Junot, Bessières und die anderen, die sich weder um Jérômes erste Frau noch um seine zweite bekümmerten, sahen den Aufenthalt der Prinzessin in Raincy offenbar nur als einen trefflichen Anlass, ein Festmahl abzuhalten und alte, lustige

Geschichten und gemeinsame Erinnerungen aus ihren Feldzügen aufzufrischen. Sie kehrte gleich um und beschloss statt dessen selbst den wachthabenden Officier aufzusuchen, um zu hören, ob er nichts gesehen. In Eile warf sie einen Schleier über die Schultern und spazierte über den Rasenplatz zu dem »russischen Pavillon«, wo der arme, verbannte Herr von Grandsaigne mutterseelenallein nur ein grosses Teleskop vor sich aufgestellt, dinierte.

»Nun also, Schwester Anna, — siehst Du niemand kommen?« rief sie übermüthig, indem sie die Hände wie ein Sprachrohr vor den Mund hielt.

»Ich sehe, o Herrscherin! bloss das Gras, welches grünt, und den Staub, der den Weg bepudert,« antwortete der junge Edelmann ebenso munter und ganz entzückt, gestört zu werden.

Madame Junot stand mit ausgebreiteten Armen und hielt sich an den beiden Thürpfosten des Pavillons fest, während sie sich auf den Fersen leicht hin und her schaukelte. Sie lachte, doch mit etwas schlechtem Gewissen, dass sie mit dieser ernstesten Sache Spass trieb, indessen die arme Prinzessin drinnen wie auf Nadeln sass. Sie wendete sich plötzlich der Strasse zu und hielt die Hand über die Augen.

»Sie sehen schlecht, Schwester Anna; da ist die Staubwolke und in ihr der Ritter Blaubart.«

Monsieur de Grandsaigne sah sie mit grossen Augen an, — dann brachen sie beide in Lachen aus. Sie hatte selbst nicht an die Analogie gedacht.

»Eilen Sie gleich zu meinem Mann, Monsieur de Grandsaigne, und sagen Sie ihm, dass der Prinz im Augenblick da sein wird. Ich gehe zu Ihrer Hoheit.«

Die Herren erhoben sich sofort vom Tisch. Zugleich mit den Damen sammelten sie sich im Billardsaal. Junot lief hinab, um den Prinzen und sein Gefolge zu empfangen. Die Prinzessin blieb im grossen Mittelsalon allein. Sie schien plötzlich vollkommen ruhig. Still und gerade stand

sie in einer eingelernten Haltung beim grossen Marmorkamin neben dem gobelinüberzogenen Lehnstuhl, der für den Prinzen bestimmt war. Die Suite konnte jede ihrer Bewegungen gut beobachten; — die beiden Salons waren ja bloss durch eine Säulenreihe getrennt.

Jérôme Bonaparte kam allein vom Musiksaal her, wo er sein Gefolge zurückgelassen hatte. Er trug die gewöhnliche Salonkleidung der französischen Prinzen: Schnallenschuhe und Seidenstrümpfe, weisse Kaschmirbeinkleider und seidenen Frack à la française mit dem Grosskreuz der Ehrenlegion auf der Brust. Er ging rasch auf die Prinzessin zu, die ihm mit ein paar Schritten entgegen kam.

Sie begrüßten einander mit einigen gemurmelten Phrasen, welche die Aufpasser im Billardraum nicht verstanden. Der Prinz liess sich einen Moment neben seiner Braut im Fauteuil nieder, wie es im Ceremoniel vorher bestimmt worden war. Er stellte einige artige Fragen über die Reise an sie und erhob sich dann sogleich:

»Mein Bruder erwartet uns,« sagte er laut, so dass es alle hören konnten. »Er sehnt sich mit Ungeduld, seine neue Schwester zu begrüßen, die er schon so hoch schätzt.«

Prinzessin Catherine lächelte, — immer das gleiche gezwungene, würdevolle Lächeln — und folgte ihrem Bräutigam zum Eingang des Musiksaals. Sie war aber noch nicht an der Thür; als sie heftig die Farbe wechselte, schwankte und mit einem schmerzlichen Seufzer die Hand an das Herz führte.

»Sie wird ohnmächtig,« rief Madame de Luçay, — »rasch, — Wasser und Eau de Cologne!«

Das Unwohlsein dauerte nicht lang. Die junge Prinzessin schlug fast augenblicklich verwirrt, beschämt wieder die Augen auf.

»O, ich bin so müde!« sagte sie in natürlichem, klagendem Ton. »So müde nach der Reise,« fügte sie hinzu.

»Euere Hoheit!« Bessières näherte sich mit einer Verbeugung und dem Hut in der Hand. »Die Equipagen warten. Doch wenn Euere Hoheit die Fahrt aufzuschieben wünschen« . . .

»Nein, nein!« Sie erhob sich hastig und nur von dem Wunsche erfüllt, diesem Martyrium ein Ende zu machen. »Madame Junot« — sie wendete sich lächelnd an die Hausfrau mit jenem stereotypen, eingelernten Lächeln, das ihr schönes, ehrliches Gesicht so verunzierte; — »Sie dürfen überzeugt sein, dass ich Raincy und die Gastfreundschaft, die Sie mir erwiesen haben, nie vergessen werde; es wird mich das stets an einige der angenehmsten Momente meines Lebens erinnern.«

Madame Junot beugte sich nieder und küsste ehrerbietig die Hand der Prinzessin. Diesmal war ihre tiefe Reverenz aufrichtig und ernst. Sie errieth plötzlich all die Bitterkeit und grimmige Demüthigung, welche die fremde Königstochter in den wenigen Augenblicken unter ihrem Dach empfunden hatte.

XIV

*»Ma santé n'a jamais été si bonne —
tellement que je suis devenu plus galant
que par le passé.«*

*Napoléon
(Lettre au roi Joseph 1807).*

Der Kaiser hatte plötzlich begonnen der Frau Gouverneurin von Paris grosse Aufmersamkeit zu erweisen; — es war, als wolle er auf eclatante Weise alle Gerüchte von Junots Ungnade Lügen strafen. Sein langes Gespräch mit ihr, auf dem Fest im Hôtel de Ville, war ebenso bemerkt wie commentiert worden; überall besprach man es als einen ungewöhnlichen Gunstbeweis, dass Napoleon gerade sie und ihren Mann auserwählt, früher als alle anderen die neue Königin von Westphalen, diese königliche Prinzessin zu empfangen, deren Verbindung mit dem kaiserlichen Haus, wie alle wussten, er so wichtig schätzte. Er hatte zugleich — zum Dank für ihre Gastfreundlichkeit in Raincy, sagten die einen; aus blosser Galanterie, sagten die anderen — ihr in der letzten Zeit mehreremale prachtvolle Bouquets und seltene Pflanzen aus den kaiserlichen Treibhäusern geschickt, und nun auf dem grossen Ball, den die Grossherzogin von Berg gelegentlich Jérômes Hochzeit im Elysée gab, hatte er ihr gegenüber wieder eine auffallende Artigkeit bewiesen und sich mit ihr längere Zeit unterhalten. Die übrigen Damen des Hofes — die meisten von ihnen

liessen sich in so hohem Grad vom Kaiser imponieren und fürchtete ihn so sehr, dass sie sich kaum fassen konnten, wenn sie gezwungen waren, seine brüskten Fragen zu beantworten, — fingen schon an, auf sie eifersüchtig zu sein, die so gut verstand zu erwidern, zu scherzen und ganz natürlich zu lachen, und der es so merkwürdig oft glückte, auf die Lippen des Herrschers jenes schöne, helle Lächeln zu locken, das so fein und verständnissvoll war und, wenn er wollte, so verführerisch zärtlich.

Madame Junot ihrerseits wich dem Kaiser nicht aus, doch ebenso wenig that sie etwas, um seine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Ebenso wie er, besass sie in hohem Grad »*l'esprit de principauté*,« — es unterhielt sie, in einem Salon die Erste zu sein und als Erste zu gelten, und sie ging einem Triumphe nie aus dem Weg. Allein andererseits hatte sie nicht Lust, das Ziel des Hofklatsches zu sein, der, wie sie merkte, sich schon ein gut Theil mit ihr zu beschäftigen anfang. Da der Kaiser auch an diesem Abend, auf dem Ball der Grossherzogin, nachdem er von seinem Thron aus schweigend die ersten Tänze angesehen hatte, sich ihr näherte, und sie die geschäftige, maliciös betonte Discretion merkte, womit die Nächststehenden sich ausserhalb Hörweite zurückzogen, um ihnen Gelegenheit zu einem Tête-à-tête zu geben, da fühlte sie, dass sie trotz ihrer Weltgewandtheit bis in den Nacken erröthete.

Dieses unglückselige Erröthen gab den Ausschlag und wurde fast noch mehr besprochen als das Gespräch selbst, das übrigens bloss einige Minuten währte und das keiner hörte. Die Gouverneurin von Paris erröthen! Sie, die, fast unverschämt, ihrer selber sicher war! Zum Scherz — vielleicht auch aus Bosheit — machte Prinzessin Pauline, die sonst keine besonders schlaue Beobachterin war, ihre Schwester auf dies höchst interessante Indicium aufmerksam. Ganz ungeniert deutete sie mit ihrem Fächer nach dem anderen Ende des Saals, wo Madame Junot sich eben vor

seiner Majestät verneigte, der sie zum Abschied gnädig auf die hochrothen Wangen klopfte.

»Bonaparte fängt an den Damen gegenüber beharrlich zu sein, wie es scheint, — zum mindesten Einer gegenüber! Er vermuthet wohl, dass Junot in anderer Richtung zu sehr beschäftigt ist, um darauf acht zu geben.«

Die Grossherzogin von Berg veränderte nicht eine Miene; es fiel ihr gar nicht ein, sich von »Paulette« in die Karten blicken zu lassen. Sie sprach trocken:

»Laurette hat beim Kaiser immer gute Aussichten gehabt, — sie sieht ja der Signora Panoria ähnlich! Wenn sie nicht so eigensinnig wäre, wie sie ist, so hätte sie längst ihr Glück machen können. Und nun ist sie ja schöner denn jemals« . . .

Prinzessin Caroline brach ab. Sie sass und schaute vor sich hin, — ein bischen zerstreut, und lächelte fein.

»Es ist eine grosse Versuchung!« seufzte sie mit einem sentimental moralischen Schütteln des Kopfes. »Wer kann wissen, ob sie ihr nicht unterliegt. Armer Junot!«

»Ja, armer Junot!« seufzte auch Pauline mitleidig. »Aber er hat ja auch seine guten Aussichten!«

Prinzessin Caroline hatte sich schon erhoben um zu gehen. Sie stand auf der obersten der Stufen, die von der Estrade hinabführten, auf der die beiden Damen sassen. Mit fürstlicher Würde hob sie die Schleppe ihres Gewandes und wendete mit einer imponierend vornehmen Bewegung ihr schönes Haupt der Schwester zu.

»So—o?« sagte sie gedehnt und fast ganz laut. »Du hast die alte Geschichte also noch nicht vergessen? Meine liebe Pauline, — Du bist wirklich treueren Herzens, als ich es von Dir glaubte. Du solltest aber,« fügte sie hinzu, »von Deiner Schwäche für ihn nicht so laut reden.«

Prinzessin Borghese kam in solche Entrüstung, dass sie nicht im Momente zu antworten fähig war. Die Gross-

herzogin schritt würdevoll, mit hochgetragensem Haupt, die niedrigen, purpurbekleideten Stufen hinab.

Jeden Vormittag nach dem Frühstück empfing die Grossherzogin von Berg und Cleve ihre nächsten Freunde im sogenannten »kleinen« Salon. Das war ein grosses, prächtiges Gemach, das Percier und Fontaine für sie kürzlich mit blauen Seidentapeten, vergoldeten Lambris und ebenso vergoldeten Pilastern hergerichtet hatten. Die Möbel waren gänzlich neu, und in steifem, prächtigem Empirestil, auch sehr vergoldet und mit blauer, brochierter Lyonerseide überzogen. Die Gardinen, welche die grossen Fenster reich drapierten, waren auch von blauem Brokat, gleissend mit goldenen Bienen und Lorbeerzweigen gestickt.

Diese letzten Wochen nach seiner Rückkehr von Tilsit und seitdem es Talleyrand hintertrieben, dass er als Stellvertreter des Königs Joseph zum »Vice-Grand-Electeur« und damit zu einem der Grosswürdenträger des Reiches ernannt werde, hatten Murat und seine Frau sich in auffallender Weise ihm zu nähern gesucht. Der Fürst von Benevent war immer freundlich, behielt aber auch immer, sogar im Verkehr mit des Kaisers eigener Familie, seine gewöhnliche glatte Undurchdringlichkeit und seinen, ein wenig nachlässigen, Hochmuth bei. Murat hatte er allzeit — übrigens in völliger Uebereinstimmung mit dem Ton, den Napoleon selbst angab, — sehr von oben herab behandelt. Es wäre auch unrecht zu behaupten, dass der Grossherzog sich von ihm sehr angezogen fühlte; aber die Prinzessin, seine Gemahlin, — von der er sich, trotz seiner häufigen Brutalität gegen sie, dennoch gänzlich lenken liess, — wurde niemals müde ihm vorzustellen, wie wichtig es für ihre Pläne sei, Talleyrand auf ihrer Seite zu haben. Er war ja der Einzige, der in Bezug auf die auswärtige Politik irgend einen Einfluss auf Napoleon hatte.

Caroline ihrerseits kam mit Talleyrand gut aus. So

oft sie sich trafen, feilschten sie mit einander um Europas Kronen; das war etwas, was sie beide unterhielt und worauf sie sich beide in hohem Grad verstanden. Ihr gegenüber zeigte er auch grosse Achtung; sie war nicht bloss des Kaisers Schwester, sondern auch ein sehr schönes Weib, das, wie man behauptete, einen Dienst reichlich zu bezahlen verstand, — sogar vorschussweise.

Auch diesen Morgen hatte Ihre Hoheit den Fürsten von Benevent zu Besuch. Das unangenehm schneidende und scharfe Septemberlicht, noch obendrein bläulich durch den Reflex der Möbel und Gardinen, vermochte nicht der ungewöhnlichen Frische des Teints der Prinzessin zu schaden. In ihrer leichten orientalischen Seidenblouse mit der offenen Jacke von rosa Sammt, die mit Goldfransen umrandet war, nahm sie sich gerade so blendend aus, wie den Abend vorher auf dem Ball. Sie hielt beide Ellenbogen auf den bronzebeschlagenen Leuchtertisch gestützt, der neben ihrer Chaiselongue stand, und spielte achtlos mit den Ringen an ihren Fingern.

»Der Grossherzog beklagt sich über Euere Hoheit,« sagte sie lächelnd, indem sie ein wenig von der Seite zu Talleyrand aufsah. »Er behauptet« . . .

»Dass Herr von Talleyrand *»ne veut pas que je sois roué!*«« fiel Talleyrand mit einer lustigen Nachahmung von Murats Ton und stark südfranzösischem Accent ein.

Die Prinzessin richtete sich unwillkürlich im Sitz gerade auf und zog die volle Unterlippe ein wenig ein. Doch sah sie es nicht für rathsam an zu zeigen, dass sie finde, Talleyrand sei zu weit gegangen, und überdies konnte sie auch wirklich ein Lachen nicht unterdrücken. Sie zuckte leicht die Achseln und lächelte.

»Ja, mein lieber Fürst, — das sagt er! Und es scheint, als habe er gar nicht so unrecht. Sie, der Sie Einfluss haben bei Seiner Majestät, warum setzen Sie sich unseren Wünschen entgegen, die ja bloss mit denen des

polnischen Volkes und mit dessen Wohl in Uebereinstimmung sind?»

»Ja, kaiserliche Hoheit, — es ist ein wenig schwer über diese Sachen zu reden, — aufrichtig zu reden, — ohne zugleich Ihre zärtlichsten und heiligsten Gefühle zu verletzen.« — Er zögerte.

»Ich bitte Sie,« sagte die Prinzessin trocken. »Wenn man mit mir von Geschäften spricht, so schicke ich immer meine Gefühle, und wenn es die heiligsten wären, ins Zimmer nebenan. Das ist meine Pflicht als Fürstin. Sie wollten sagen . . . ?«

»Ich wollte bloss sagen« — der Fürst öffnete langsam das Cameenschloss seiner prachtvollen Schnupftabaksdose und behielt die Prise zwischen den Fingern . . . »ich wollte bloss sagen, dass es leider Personen giebt, welche finden, dass Ihr hoher Gemahl, unvergleichlich an Tapferkeit, wie er ist, doch nicht zu jenen gehört, die sich am besten dazu eignen, in höchster Instanz die Angelegenheiten eines Reiches zu handhaben.«

Caroline war auf diesen Einwand vorbereitet. Sie beugte sich noch mehr über den Guéridon vor und begegnete Talleyrands Augen mit einem langen, bedeutungsvollen Blick.

»Allein es giebt andere, die es verstehen. Sie wissen, mein Mann ist nicht unzugänglich für die guten Rathschläge, die ich hie und da imstand bin, ihm zu geben. Und ich meinerseits bin nicht gefühllos für die Freundschaft, deren des Reiches hervorragendster und höchststehender Mann mich für würdig hält.«

Die Prinzessin machte eine Pause. Ihre Augen ruhten noch auf Talleyrand. Sie lächelte und reichte ihm die Hand über den Tisch.

»Monsieur de Talleyrand, ich bin Ihnen aufrichtig dankbar für das Vertrauen, das Sie mir schenken.«

Talleyrand verbeugte sich tief über die kleine, entzückende, volle Hand, die er küsste.

In diesem Augenblick meldete der Kammerherr einen neuen Gast; den Gesandten Seiner Majestät des Kaisers von Oestreich, Herrn von Metternich.

Der junge elegante Edelmann trat mit graciöser Würde ein und machte auf seinem Weg zur Prinzessin, die sich erhoben hatte, all die vielen, verschiedenartigen, ballehaften Verbeugungen, die von der französischen Etikette vorgeschrieben waren. Caroline lächelte huldvoll, reichte ihm die Hand und wies ihm einen Platz an.

Talleyrand blieb nur noch ein paar Momente. Als er ging, stiess er in der Thür mit General Junot zusammen.

»Mein lieber Gouverneur von Paris« — die Prinzessin wies ihm seinen Sitz ein wenig weiter entfernt von sich als Herrn von Metternich an und redete, ohne ihn anzusehen, während sie mit einem Flacon spielte, das auf dem Tischchen vor ihr stand — »es ist etwas höchst Ungewöhnliches, Sie hier zu sehen. Was berechtigt mich heute zur Ehre Ihres Besuches?« . . .

»Ich komme um Eurer Hoheit zum Abschied meine Aufwartung hier im Elysée zu machen. In ein paar Tagen, nachdem ich Ihre Majestäten nach Fontainebleau begleitet, reise ich auf Wunsch des Kaisers zur Armee.«

»Schon?« Caroline sperrte ihre dunklen Augen auf. »Ich glaubte, dass wir mindestens über die Jagdzeit das Vergnügen Ihrer Gesellschaft behalten würden. Mein Bruder muss diesen Beschluss ganz plötzlich gefasst haben. Vielleicht erst nach dem Ball von gestern« . . . Sie hielt ein, biss sich auf die Lippen und sah mit einem hastigen, unfreiwilligen Blick Metternich an, als fürchte sie, zu viel gesagt zu haben.

»Ich weiss nicht, wann Seine Majestät diesen Entschluss gefasst; — ich selbst bin schon lang auf die Abreise vorbereitet.« Junot dachte offenbar über die Worte der

Prinzessin nicht weiter nach. Er schielte nach dem Oestreicher, ob es nicht bald seine Absicht sei, zu gehen.

Metternich, der natürlich ganz gut im Hofklatsch bewandert war, machte in der That Miene, sich zu erheben, — die Prinzessin hielt ihn mit einem Blick zurück, den man nicht missverstehen konnte, während sie sich von Neuem an den Gouverneur von Paris wendete.

»Es sieht fast aus, als wollte er Sie los sein,« sagte sie schalkhaft lachend. »Apropos, — gestatten Sie mir, Ihnen mein Compliment zu machen. Madame Junot war gestern auf meinem Ball bezaubernd. Sie wurde auch allgemein bemerkt.«

Junot kannte die Grossherzogin von Berg ganz gut. Plötzlich wurde es ihm klar, wo sie hinaus wollte: seine Aufmerksamkeit von sich selber ablenken, indem sie ihn aus Anlass der auffallenden Artigkeit des Kaisers gegen Laurette eifersüchtig machte, während sie zugleich dem fremden Diplomaten, auf den sie es ganz deutlich abgesehen hatte, geschickt einen anderen Grund für diese plötzliche Reise nach Bayonne insinuirte als den einen, welchen der Hofklatsch als den bestimmenden annahm: eine momentane Verbannung, als Strafe für die allzu grosse Intimität mit einer gewissen kaiserlichen Prinzessin. Er wurde bis zur Stirn hinauf dunkelroth vor Zorn und die Worte stockten ihm in der Kehle.

Die Prinzessin war, gleich allen Bonapartes, rücksichtslos muthig und sie wusste in diesem Augenblick bis aufs Tüpfelchen, sowohl was sie wollte, als was sie that. Aber nun wurde ihr bang. Sie kannte allzu genau Junot und seine wilde Heftigkeit, um nicht aus seinem Gesichtsausdruck sofort zu errathen, was in ihm vorging. Eine Sekunde schloss sie die Augen aus Angst vor seinem nächsten Wort, und ihre Hand presste in einem Nu die kleine, runde Riechschwammdose aus feinem Goldfiligran, die an ihrem Gürtel hing, ganz flach.

Metternich sass und strich mit einem Finger über die Goldtresse seines dreikantigen Huts. Er sagte langsam, indem er sich gegen Junot leicht verbeugte.

»Mein theurer General, — erlauben Sie mir beizustimmen! Mit Ausnahme unserer hohen Wirthin war Madame Junot gestern fraglos die meist bewunderte Dame im Saal.«

Metternichs banales und gleichgiltig vorgebrachtes Compliment hemmte die leidenschaftliche Antwort, die Junot schon auf den Lippen schwebte und gab ihm mit der Erinnerung, dass sie nicht allein seien, plötzlich die Besinnung wieder. Er schwieg und nahm mit kühler Verneigung das Compliment an.

Die Prinzessin sehnte sich auf einmal, dass Metternich, den sie erst noch mit aller Macht hatte zurückhalten wollen, nun fortgehe. Sie sah, welchen Eindruck ihr Benehmen auf Junot gemacht; das Weib wachte in ihr auf; — sie war nicht bloss seine Geliebte gewesen, sie hatte ihn auch geliebt; ja, in diesem Augenblick dünkte es sie, dass sie ihn immer noch liebe!

Als sie ihn so stolz, so selbstbeherrscht und männlich sah, konnte sie plötzlich den Gedanken nicht vertragen, dass sie nun auf diese Art von einander scheiden und sich nie mehr in Zärtlichkeit begegnen sollten.

Junot sass im halben Profil gegen sie, auf der anderen Seite des Leuchtertisches. Er hatte sich im Fauteuil zurückgelehnt und mit einer gewissen vertraulichen Nonchalance ein Bein über das andere geschlagen. Das keck getragene Haupt hatte er zurückgeworfen, und aus dem Pelzbesatz des prachtvollen, lose hängenden Husarendolmans hob sich sein Nacken rund und blond hervor. Unter halb gesenkten Augenlidern betrachtete ihn die Prinzessin. Sie glaubte die weisse Narbe an der Schläfe zu sehen, jene Narbe, auf die er so stolz war . . . Wenn Herr von Metternich nicht dagewesen wäre, hätte sie sich, so sehr sie auch kaiserliche und königliche Prinzessin war, vor ihrem Geliebten

auf die Knie geworfen, gerade weil er sie durchschaut hatte, gerade weil sie in seiner Seele die höhnische, verachtungsvolle Kälte ahnte, die auf seinen Zorn von früher gefolgt war. Sie sehnte sich danach, seine schwere, brutale Hand auf ihrem Haupt, in ihrem goldenen Haar zu fühlen, — nach all seinen Vorwürfen und heftigen Worten. Sie sehnte sich danach zu merken, dass dieser Mann, welcher bisher ihr Herr gewesen, es noch einmal sein konnte.

Prinzessin Caroline athmete schwer und mühsam; sie drückte die Hand fest an ihr Herz, während die Röthe auf ihren Wangen langsam stieg und sich bis über den Hals verbreitete. Ein paar Sekunden äusserte niemand etwas. Der Gouverneur von Paris erhob sich, um zu gehen.

»Kaiserliche Hoheit —« er verbeugte sich mit korrekter Unterthänigkeit vor der Prinzessin.

»Aber lieber Junot,« sagte sie leise, »es thut mir leid, dass Sie so bald reisen« . . . Sie suchte nach Worten, indem sie ihn gnädig ein Stück weit begleitete. »Wir sehen uns wieder, wenn nicht früher, so doch in Fontainebleau, nicht wahr?«

Junot verbeugte sich bloss noch einmal als Antwort auf den Blick, den die Prinzessin ihm, ungesehen von Metternich, zuwarf.

Der Gouverneur von Paris ging so hastig durch den Vorsaal, dass er kaum Zeit behielt, die sich verbeugenden Cavaliere zu grüssen.

Prinzessin Caroline redete noch lang allein mit Herrn von Metternich. Die Cavaliere im Vorsaal zogen still daraus ihre Schlüsse.

XV

»Ici (à Paris) seulement de tous les lieux de la terre, les femmes méritent de tenir le gouvernail . . . Une femme a besoin de six mois de Paris pour connaître ce qui lui est dû, et quel est son empire.

Napoléon

(Correspondance de l'Empereur).

»Il fallait pour lui résister qu'une femme aimât ailleurs, car il n'est pas de raison, il n'est pas de vertu à l'épreuve d'une semblable séduction.«

Mme Junot

(de Napoléon).

Der Gouverneur von Paris öffnete die Thür zum Vorgemach seiner Frau.

»Wo ist Madame?« fragt er kurz den diensthabenden Lakai, der sich wirr aus seinem Mittagschlummer erhob.

»Madame, Monseigneur! . . . Madame hat gerade Besuch von Seiner Excellenz dem Grossmarschall.«

Der Gouverneur winkte dem Lakai ungeduldig mit der Hand und ging hastig durch das Zimmer auf das Eckkabinet zu.

Auf ihrem Schreibstuhl neben dem Sekretär sass Laurette. Den gehobenen Ellbogen auf die goldene Lyra der schwächlichen Rückenlehne gestützt, hatte sie sich, mit dem Gesicht dem Tageslicht zu, seitwärts gekehrt und folgte mit den Augen Duroc, der im Gemache langsam auf und ab spazierte. Als ihr Mann, düster wie eine Wetterwolke, so brüsk hereintrat, schaute sie verwundert zu ihm auf.

Junot grüsste Duroc verdrossen und nachlässig. Ohne

etwas zu sagen, warf er sich auf den Stuhl neben dem Fenster.

»Aber mein Gott, Junot,« — sie wandten sich beide ihm zu — »was ist denn geschehen?«

»Ah, nichts!« — Und darauf heftig:

»Mag es Duroc übrigens hören! Was in aller Welt« — er stand auf und ging auf seine Frau zu — »sagen die Leute auf einmal von Dir und — und ihm?«

Sie wussten beide, dass Junot, wenn er »ihm« mit dieser Betonung sagte, Napoleon meinte.

»Von mir und dem Kaiser?«

Laurette lachte laut auf. »Mein Gott, da sitzt Duroc eben und erzählt mir die rührendsten Geschichten von ihm und einer gewissen Madame Walewska. Und in den Tuileries redet man von nichts anderem als von seiner Aufmerksamkeit gegen Madame Gazani. Was sagen sie in der Stadt über mich? — Ich hätte nicht geglaubt, dass sein Herz so geräumig sei!«

Junot schwieg, doch er bemerkte ganz gut den Blick, den seine Frau mit Duroc wechselte. Und er war sofort überzeugt, dass sie nicht von der polnischen Gräfin gesprochen hatten.

Duroc stellte sich vor Madame Junot hin; er drohte ihr lächelnd mit dem Finger. »Aber Madame! — Ich, der ich meinte, Sie seien so discret! — Es ist ja fast ein Staatsgeheimnis, was ich Ihnen anvertraute. Uebrigens — verlassen Sie sich nicht darauf, dass Madame Walewska allein sein Herz ausfüllt. Ihr Stern stand hoch — in Warschau und in Finkenstein — doch« . . . Er zuckte die Achseln. »Sie war zu einförmig, zu ergeben, — keine Grazie, kein Geist! Sie verstand nicht ihn genügend zu amüsieren und sie quälte ihn mit Politik. Uebrigens hat sie ja das Unglück, keine Pariserin zu sein; — den Kaiser kann nur eine Französin bezaubern.«

»Und nun ist sie vielleicht gefunden, die neue Zauberin?« unterbrach ihn Junot ironisch.

Duroc wandte sich ihm zu. — »Ich glaube nicht, Du! Seitdem er aufgehört, sich aus Joséphine etwas zu machen, hat der Kaiser bloss einmal geliebt. Das war unter dem Konsulat. Jetzt? — Jetzt hat der Kaiser nur eine wirklich Geliebte, — Frankreich!«

»Es klingt so hübsch, all das Zeug,« versetzte Junot trocken. Er beugte sich herab und fasste seine Frau oberhalb der Ellbogen an beiden Armen, indem er sie zwang, ihr Gesicht zu ihm zu erheben. »Hast Du mehr Vertrauen zu Duroc als zu mir, Laurette?« fragte er zärtlich, vorwurfsvoll.

»Vertrauen? Ich habe niemand etwas anzuvertrauen. Mein Gott, man sagt vielleicht zum Schluss noch, dass Duroc mein Liebhaber ist!«

»Madame!« — Duroc legte die Hand aufs Herz. — »Ich habe nie gewagt, so hoch zu zielen, doch nun, da Junot fortreist« . . .

Sie lachten alle. Junot legte seinen Arm um den Leib seiner Frau und reichte die andere Hand seinem Freund.

»Ich weiss, es sind bloss Dummheiten. Ich bin ein Narr, dass ich mir es zu Herzen gehen lasse. Aber die Leute sollen von meiner Laure nicht einmal Dummheiten schwatzen! Gieb gut acht auf sie, Duroc, während ich fort bin.«

»Du solltest sie lieber jemand anderem anvertrauen,« lachte Duroc. »Du hörst, dass auf mich kein Verlass ist. Wende Dich an einen anderen von Madames Bewunderern, — an Murat zum Beispiel!«

Der Gouverneur von Paris wurde dunkelroth bis zu den Haarwurzeln. Ohne ein Wort zog er sachte seinen Arm vom Leib seiner Frau zurück und ging langsam aus dem Zimmer.

»Duroc — wie konnten Sie . . .?« Madame Junot

ging an ihm vorbei, drohend, vorwurfsvoll, bereit ihrem Mann zu folgen.

»Ich bitte Sie, Madame . . . Ich schwöre Ihnen bei meiner Ehre, ich hatte bei meinen Worten keine Hintergedanken! Aber nun« — in seinem Eifer griff er nach ihrer Hand und hielt sie fast mit Gewalt zurück, während er mit gesenkter Stimme fortfuhr: »Wenn ich Ihnen einen Rath geben darf, — gehen Sie ihm nicht nach, lassen Sie ihn. Eine Frau soll ihren Mann nicht erröthen sehen!«

Madame Junot lächelte fein und ironisch, ohne zu antworten. Duroc beugte sich nieder und küsste ehrerbietig die kleine, kräftige Hand, die sich ihm entziehen wollte.

»Und nun,« sagte er leise, indess er, ihre Hand immer noch in der seinen, sie mit sanfter Gewalt zu ihrem Sitz zurückführte, — »nun erzählen Sie mir, was Sie mir erzählen wollten, als Ihr Mann hereinkam. Sie haben mich oft einen Bruder genannt; betrachten Sie mich als solchen!«

Duroc legte die Hand aufs Herz; er sah sie mit seinen runden, schwarzen Augen voll Innigkeit an.

»Ach, mein Freund . . . Ich bereue, dass ich jemals von dieser Sache zu reden begann. Es ist vielleicht bloss eine Einbildung und . . . Ich fürchte mich in Ihren Augen lächerlich zu machen.«

»Aber wie kommt's, dass Sie mir gegenüber nie vorher dieser alten Geschichte von Malmaison erwähnten?« . . .

»Ah« . . . Sie blickte vor sich nieder und drehte die Ringe an ihren Fingern. »Es schien ja keine weiteren Folgen zu haben, und dann kam das Lager in Boulogne und unsere Reise und nachher . . . Ich habe den Kaiser kaum vor jetzt gesehen.«

»Und nun?«

Madame Junot lächelte und zuckte die Achseln. »Ich habe Ihnen nur den Anfang der Geschichte erzählt: wie er

des Morgens um vier Uhr in mein Zimmer zu kommen und seine Post auf meiner Bettkante zu lesen pflegte . . . Das war doch compromittierend, nicht wahr, — mit all diesen Couverts auf dem Boden, auf denen geschrieben stand: »An den Ersten Konsul persönlich — an ihn privat« . . . Das dauerte so eine ganze Woche.«

»Und er that nichts weiter als bloss seine Post lesen?« unterbrach sie Duroc etwas mistrauisch.

»O doch; er redete eine Masse, — Sie wissen ja, sentimental und ironisch zugleichzeitig, so dass man nie recht weiss, wie er es meint. Und wenn er ging, so zwickte er mich in die Nase und raufte mein Haar.«

»Aber Junot, zum Kukuk . . .«

»Junot! Er commandierte in Paris und wusste kein Wort davon. Joséphine war in Plombières, Sie erinnern sich ja, und Sie waren weit fort in Lothringen, und Madame Louis — ich war so jung; ich genierte mich, Madame Louis davon etwas zu sagen. Allein sie merkte es dennoch.«

Duroc seufzte ein wenig sentimental. Das that er oft, wenn man von Hortense sprach.

»Da, eines Abends, speiste Junot bei uns in Malmaison. Er sollte dieselbe Nacht zurück, — Sie wissen, der Commandant von Paris darf seinen Posten nie verlassen. Aber — ja — ich rief ihn zu mir ins Zimmer hinauf, um ihm Gutenacht zu sagen, und da« . . .

Duroc lächelte. Madame Junot sah auf, lächelte auch und erröthete ein wenig.

»Ich liess ihn selbstverständlich nicht fort!« sagte sie rasch und hochfahrend. »Doch als ich des Morgens Bonaparte die Thürklinke fassen hörte, da . . . Ich bin nicht ängstlich; aber da wünschte ich mich hundert Meilen weit fort!«

»Sagte er etwas, — der Erste Konsul?«

»Er schaute bloss auf mich. Und dann lachte er. Ein solches Lachen! Er durchblickte mich natürlich sofort,

und er wurde böse und verspottete mich, dass ich Angst gehabt. Nachher wollte er mir einreden, ich sei eine Prüde, und dass ich das gar nicht nöthig habe« . . . Sie stand auf. »Ach, — dumme alte Geschichten! Warum lassen Sie mich da sitzen und Ihnen all das erzählen?«

»Doch Junot, Junot, zum Henker noch einmal? . . . Was sagte denn er, als er aufwachte und Bonaparte in seinem Schlafzimmer fand?«

»Er lachte. Der Gedanke kam ihm gar nicht — damals! Erinnern Sie sich, welchen hohen Begriff er von der Freundschaft hat; erinnern Sie sich, wie er sich gegen Joséphine benahm, als er sie nach Italien begleitete . . . Und sie, — na, Sie wissen ja, sie war nicht difficil . . . Sonst traut er Bonaparte nicht zu sehr in dieser Hinsicht!«

»Allein fand er es nicht dennoch seltsam?« fragte Duroc zweifelnd.

»O, damals —! . . . Wir hatten ja so gut wie keine Etikette, und der Erste Konsul sagte, er habe versprochen, mich zur Jagd aufzuwecken. Ueberdies begann er sofort dem Kommandanten heftige Vorwürfe zu machen, dass er ohne Urlaub geblieben sei. Er ist ja allen Lagen gewachsen!«

»Und nachher — wie ging es nachher?«

»Nachher hatten wir beide eine Auseinandersetzung, der Erste Konsul und ich. Er zwang mich, mit ihm allein in seiner Kalesche zur Jagd bei Butard zu fahren . . . Nein, Duroc!« — Sie ging zum Kamin und lehnte, wie um sich abzukühlen, ihre heiße Wange an den Marmor. — »Nun ist es genug. Ich habe davon nie mit jemand Anderem als mit Ihnen gesprochen.«

»Sie glauben, dass er auf Sie böse wurde?« — Duroc stand gleichfalls auf und ging zu ihr.

»Ja. Und er hätte mich verachtet, wenn ich ihm nachgegeben. Denn er liebte mich nicht, — ebenso wenig wie jetzt!«

Sie schwiegen beide ein paar Minuten. Dann sagte Madame Junot plötzlich, beide Hände auf Durocs Brust: — »Duroc, — sagen Sie mir ehrlich, mein Freund, — es hat mich immer gequält, ich habe mich nie getraut, jemand darum zu fragen . . . Glauben Sie, glauben Sie, das sei schuld, ich sei schuld, dass Junot bei der Krönung nicht Marschall wurde?«

»Aber Madame!« rief Duroc vorwurfsvoll.

»Ah, ich weiss, was Sie sagen wollen« . . . Sie liess die Arme sinken und kehrte sich halb ab. »Allein er ist nicht immer gerecht, — er ist es nie gewesen. Unser Herrgott ist es übrigens auch nicht!« fügte sie seufzend hinzu.

»Madame Junot, diese Idee müssen Sie sich aus dem Kopf schlagen. Sie thun ihm sehr unrecht,« sagte Duroc ernst.

Sie warf den Kopf zurück und sah mit ihren grossen braunen Augen wieder trotzig auf.

»Weil ich sage, dass er nicht immer gerecht ist? Ah! Lesen Sie doch seine Bulletins von diesem Winter und reden Sie dann mit Lannes und Ney! Sie wissen es gerade so gut wie ich, — ja, tausendmal besser!«

Duroc lächelte und fing die unruhigen Hände wieder ein: — »Nun erst merke ich, wie recht der Kaiser hat. Sie sind der ärgste Rebell in seinem Reich, Madame Laurette!«

»Ich? Ich, die in diesem Augenblick ihm mein Leben opfern würde, wenn er es in Frankreichs Namen forderte!«

»Das weiss er auch.«

»Nun also —! . . . O, Duroc, geben Sie mir zu, dass meine Stellung hübsch schwierig ist. Ihn wage ich nicht zu verletzen und Junot kann ich mich nicht anvertrauen. Sie wissen, wie er ist — »den Sturmwind« nennen sie ihn! Er geht keinem Ding aus dem Weg; er würde in demselben Augenblick eine Auseinandersetzung mit dem Kaiser suchen und seine Stellung, die schon compromittiert ist . . . Ah, ich wage gar nicht daran zu denken!«

»Um Gotteswillen,« rief Duroc entsetzt, »kein Wort zu

Junot! Er ist ein Brausekopf, ein Tollhäusler . . . Und Sie, —« er beugte sich über Madame Junot, indem er mit brüderlicher Zärtlichkeit ihr Gesicht emporhob, »Sie lieben ihn, meine Freundin!«

Laurette blickte auf. Ihre schönen Augen glänzten plötzlich feucht. Lächelnd legte sie ihre Hand auf Durocs Lippen.

»Er ist seiner Freunde bester Freund, und sein eigener schlimmster Feind!« sagte sie warm, mit der ganzen Bewunderung eines stolzen Weibes für den Übermuth und die ritterliche Gutherzigkeit ihres Geliebten. »Sogar der Kaiser, — käme er in Gefahr, er wendete sich wieder an Junot wie er es in Marseille gethan. Und Sie — und ich — ich« . . . sie drückte beide Hände gegen ihr Gesicht.

Duroc trat sachte einen Schritt zurück, er verbeugte sich tief und ehrerbietig.

»Madame, meine Freundin . . . gehen Sie nun zu Ihrem Manne.«

Jeden Abend hielt Ihre Majestät in den Tuileries *cercle*. Daran nahmen vor allem ohne besondere Einladung alle jene Theil, welche in ungleichem Grade das Recht der »entrées« hatten, das heisst die Prinzen und Prinzessinnen der kaiserlichen Familie, die fremden Fürsten, die sich in Paris aufhielten, die Marschälle, die Minister, die Würdenträger und Grosskreuze des Reiches, die meisten der militärischen und civilen Hoffunctionäre, — fast alle mit ihren Damen. Wer auf diese Art ein für allemal dazu berechtigt war, ging durch den Vorsaal und klopfte ohne weiteres an die Thüre zum Salon. Der dienstthuende Kammerherr meldete an, wer es sei, und der Kaiser sagte selbst »herein«. War es eine Dame, so setzte sie sich schweigend nieder, nachdem sie ihre Verbeugungen gemacht, wovon im allgemeinen nicht weiter Notiz genommen wurde. Ein Herr placierte sich ebenso schweigend längs der Wand neben die

früher Angekommenen. Der Kaiser, der nie gern still war, spazierte gewöhnlich die ganze Zeit im Zimmer auf und ab, blieb stehen und plauderte mit dem einen oder anderen — oder redete auch manchesmal allein, indem er sich in einen jener langen Monologe vertiefte, die er liebte und, wenn er in mittheilsamer Laune war, einem Gespräch bedeutend vorzog. Die Kaiserin spielte Trictrac mit irgend einem hohen Herrn, den sie im Vorhinein zu ihrem Mitspieler ausersehen. — Die Damen, die nicht anders in Anspruch genommen waren, spielten im Nebensalon Lotterie. Die Herren conversierten untereinander und erwarteten mit Spannung, ob der Kaiser einen oder den andern auszeichnen werde. Das geschah übrigens äusserst selten, denn in den Abendcirkeln sprach er immer vorzugsweise mit Damen.

Die Leute begannen wirklich im Ernst einander zuzuflüstern, dass die Frau Gouverneurin von Paris ohne Zweifel Aussicht auf »*la haute faveur*« habe. Kaum war sie eingetreten und hatte Platz genommen, so bemerkte sie schon Seine Majestät, — ebenso wie gestern auf dem Balle — und steuerte auf die Ecke zu, in der sie sass.

»Wie steht es mit dem Buben, meinem zukünftigen Pathenkind, Madame Junot?« Er zupfte sie am Ohr: »Wäre es diesmal wieder ein Mädchen geworden, so hätte ich Sie aufgegeben. Es ist die einfachste Sache von der Welt, Buben zu kriegen. Ich weiss ein ganz unfehlbares Mittel, — sehr viel frische Luft und ein bischen reinen Wein jeden Tag. Aber natürlich giebt es keinen Menschen der daran glauben will!«

Sie lachten beide. Der Kaiser sagte:

»Ich bekomme also zwei kleine Junots zu versorgen. Apropos, Madame Laurette, — wen haben Sie zur Pathin ausersehen?«

»Aber . . . Ihre Majestät die Kaiserin, hoffe ich« . . .

Napoleon betrachtete sie mit jenem forschenden, durchdringenden Blick, den sie schon so gut kannte.

»Die Kaiserin? . . . So—o! Warum nicht Madame Mère?«

Madame Junot begegnete seinem Blick, — sie schwiegen beide. Darauf sagte sie bestimmt:

»Mit Ihrer Erlaubnis, Sire, und wenn Ihre Majestät nichts dagegen hat, so wünsche ich, dass es die Kaiserin sei.«

Napoleon lächelte fein, fast unmerklich, mit einem leichten Achselzucken.

»Wie Sie wollen, Madame Junot. Sie können ja mit Joséphine darüber sprechen.«

Madame Junot verstand sowohl das Lächeln wie das Achselzucken, das plötzlich ihrem Gespräch ein Ende machte. »Meine arme Joséphine,« dachte sie, indem sie mit ihrem Blick dem Kaiser folgte. »Ich bin gewiss eine schlechte Diplomatin gewesen, aber niemand soll von mir sagen können, dass ich das sinkende Schiff aufgegeben!«

Um vor seiner Abreise ihm eine öffentliche Gunstbezeugung zu theil werden zu lassen, hatte die Kaiserin den General Junot zu einer Partie Trictrac eingeladen. Sie beugte sich über die Steine und sagte leise:

»Seine Majestät beschäftigt sich viel mit Madame Junot. Haben Sie es bemerkt?«

Junot lächelte übermüthig. »Man hat mich schon von anderer Seite darauf aufmerksam gemacht, Majestät.«

Joséphine schaute auf. Ihre schönen milden Augen unter den stark gemalten Brauen waren ungewöhnlich ernst.

»Und Sie reisen, Junot?«

»Ja, Euere Majestät, — in ein paar Tagen. Die Armee wartet auf mich.« Er sprach ruhig und gelassen.

»Sie — Sie sind gar nicht ängstlich?« . . .

Diesmal lachte Junot laut. Er wusste, wie nervös und misstrauisch Joséphine in der letzten Zeit geworden war, seitdem die Gerüchte und Drohungen einer Scheidung ihr überall vor den Ohren gellten. Sah der Kaiser zweimal

dieselbe Frau an, so wurde sie gleich unruhig und eifersüchtig.

»Majestät,« sagte Junot und beugte sich über die aderreiche Hand der Kaiserin, die eben einen Stein rückte, — »mein Vertrauen zu Seiner Majestät ist in Allem unbegrenzt.«

Und mit jener Freimüthigkeit, welche der ganze alte Umgangskreis aus den Tagen des Direktoriats und Konsulats der Kaiserin gegenüber aufrechterhielt, wenn ihr Mann nicht zugegen war und die übrigens ein altes Privilegium Junots geblieben, schon von ihrer gemeinsamen Reise nach Italien, vom Jahre 96 her, wo sie einen ganzen Monat in demselben Wagen beisammen gewesen, sagte er ziemlich nonchalant:

»Wenn alle Generale Seiner Majestät Angst bekämen, von zuhause wegzureisen, wenn es ihm beliebt, sie ins Feld zu schicken, wäre es mit der Disciplin in unserer Armee gar bald vorbei!«

Joséphine lächelte mit zusammengepressten Lippen ein wenig gezwungen.

»Sie verstehen doch, dass ich nur scherzte, lieber Junot. Ich wollte wissen, ob Sie auch diese dumme Klatschgeschichte vernommen haben.«

Der Gouverneur begegnete im Lichterschein dem traurigen, unruhig flackernden Blick der Kaiserin. Er sah plötzlich, wie alt ihr Antlitz geworden, so dass nicht einmal die dick aufgelegte Schminke es verjüngen konnte, und wie eingesunken der feine Mund war. Und auf einmal packte ihn Mitleid für diese Frau, die er stets verachtet, über die er sich immer geärgert und die er als ihres stolzen Platzes unwürdig betrachtet hatte. Nun näherte sich nach allen Anzeichen der Augenblick, den er zugleich mit vielen anderen von Napoleons Waffenbrüdern schon seit dem 18. Brumaire, und noch mehr seit der Krönung, mit Ungeduld erwartet und ersehnt hatte, — der Augenblick

der Trennung von dieser unfruchtbaren und untreuen Frau, und jetzt, erst jetzt ging ihm ein Licht auf, dass diese Trennung von Joséphine auch die Trennung von all dem Alten bedeute, von den Erinnerungen an Italien, Aegypten, das Konsulat, — dieser ganzen Periode, die sie ihm repräsentierte. Ueber dem graciös gebeugten Haupt der Kaiserin hinweg bemerkte er am anderen Ende des Gemachs die junge Königin von Westphalen, — steif, vornehm, fremd und legitim bis in die Fingerspitzen, mit jenem stereotypen, verständnislosen Fürstinnenlächeln den französischen Herren zulächelnd, die ihr den Hof machten und an deren Namen sich zu erinnern sie vergeblich suchte . . .

Die Partie war vorbei. Der Gouverneur von Paris erhob sich und verbeugte sich tief. Und als die Kaiserin ihn mit ihrem schönen Blick ansah, der so rührend mild sein konnte, wenn sie wollte, und still zum Abschied den Kopf bog, mit jener liebenswürdig verbindlichen Anmuth, die sie, alt und *passée*, doch noch immer bewahrte, — da fuhr es Junot durch den Sinn, wie viel sie alle doch mit Joséphine verlieren würden. So wie sie nun war, — und Gott weiss, sie hatte ihre Fehler! — blieb sie doch immer das Band zwischen Napoleon und seiner Vergangenheit; sie allein war die »Mitbürgerin Bonaparte«, »Madame Bonaparte« und die Schlossherrin von Malmaison; sie allein war es, die einstens von den Soldaten der italienischen Armee die »*Nôtre-Dame-des-Victoires*« genannt worden war!

XVI

»J'aime le pouvoir, moi, mais c'est en artiste que je l'aime. Je l'aime comme un musicien aime son violon, je l'aime pour en tirer des sons, des accords, des harmonies.«

Napoléon.

»Il disait souvent que l'homme vraiment politique sait calculer jusqu'aux moindres profits qu'il peut faire des défauts.«

*Mme de Rémusat
(de l'Empereur).*

U ngefähr Mitte September zog der ganze grosse Hof nach Fontainebleau. Hier in seinem stattlichen Lieblingschloss wollte Napoleon die grossen Feste feiern, die er aus Anlass der Vermählung des Königs von Westphalen und gleichsam als leuchtenden Abschluss der Übereinkunft von Tilsit schon vor langer Zeit geplant hatte. Er wollte hier dem französischen Hof Gelegenheit geben, sich von neuem als den vornehmsten der Welt und als den einzig tonangebenden zu zeigen, so wie er es unter Louis XIV gewesen.

Zugleich mit den Majestäten verlegte fast die ganze kaiserliche Familie ihre Residenz nach Fontainebleau: es kamen hin das neuvermählte Königspaar, Madame Mère, die Königin Julie von Neapel, die Königin von Holland, der Grossherzog und die Grossherzogin von Berg, der Erbprinz und die Erbprinzessin von Baden und die Prinzessin Pauline. Der Kaiser hatte ausserdem alle fremden Gesandten und die fremden Fürsten geladen, die nach Friedensschluss

nach Paris geeilt waren: den Fürst-Primas des Rheinbundes, den neuen Grossherzog von Würzburg und die beiden Herzoge von Mecklenburg. Er hatte auch die Grosswürdenträger und vornehmsten Männer des Reichs um sich versammelt: den Prinzen von Neufchâtel, den Fürsten von Benevent, mehrere Marschälle und Grosskreuze, die Minister und Generalobersten mit ihren Damen. Ehe er die Hand ernstlich nach der Kaiserkrone des Westens ausstreckte, wollte er hier im Herzen des alten Frankreich einen Augenblick ausruhen, inmitten seines stolzen Hofes, unter Freunden, die er zu Macht gebracht und Feinden, die er besiegt. Dies einmal hatte er es räthlich gefunden, seiner prachtlustigen, schönheitsliebenden italienischen Phantasie, die er im Allgemeinen bezwang und als seinen ärgsten Feind fürchtete, freie Zügel schiessen zu lassen.

Seine eigene Wohnung hatte er, so weit es möglich war, auf all seinen Schlössern genau so einrichten lassen wie in den Tuilerien, und die Möbel, die nachden gleichen Modellen angefertigt werden mussten, waren auf dieselbe Art gestellt. Dadurch vergeudete er keine Zeit damit, sich irgendwo häuslich einzugewöhnen. Die Gegenstände, die er als für seine Arbeit und seine Bequemlichkeit nothwendig ansah, führte er auf all seinen Reisen in grossen, zweckmässigen »*Nécessaires*« mit sich, so dass er, wo immer er sein Hauptquartier aufschlug, — in einem Bivouak oder in einem Schloss, — sich immer gleich zurecht fand, sobald er erst seinen Arbeitstisch, seine Karten und sonstigen Materialien beisammen und genau so geordnet hatte, wie er es einmal praktisch befunden und wie es ihm seither zu Gewohnheit worden.

Der Sekretär, der Portefeuillebewahrer, Constant und Roustam, hatten gleich zusammengeholfen, um in dem grossen Gemach mit der Aussicht auf die Orangerie, die er sich zum Arbeitskabinet ausersehen, alles in die »gewöhnliche« Ordnung zu bringen, und nun, ein paar Stunden nach der

Ankunft, spazierte der Kaiser schon, in eines seiner endlosen Diktate vertieft, von einer Ecke des Zimmers in die andere, während Meneval, dem es eigentlich vollkommen gleichgiltig war, ob er seine hastigen, verkürzten Schriftzeichen in den Tuilerien schrieb oder in Fontainebleau, vor sich auf dem Tisch Bogen auf Bogen häufte.

Der Kaiser war heute in strahlender Laune. So oft er aufhörte zu diktieren, schlug er eine Tragödie von Corneille auf und begann zu deklamieren, oder er krähte, nach einer schreiend falschen Melodie, irgend einen alten Refrain aus einer Operette, die unter dem Direktorialat modern gewesen, oder eine Romanze aus dem »*Almanach des Muses*.«

Er lächelte vor sich hin, wiegte sich, die Hände auf dem Rücken, hin und her, und ahnte gar nicht, was für ein Gassenhauer es war, den er sang:

»*Marat, du peuple le vengeur*« . . .

Plötzlich ging er und setzte sich auf die Armlehne des Stuhls neben Meneval, streckte sich, um die Dose auf dem Tisch zu erreichen und nahm langsam eine Prise Tabak, die er nicht hinaufschnupfte; er roch bloss daran und liess sie fallen.

»Lege die Feder weg, Meneval« — er klopfte ihn auf die Wange — »und lass uns ein wenig schwätzen, mein Freund.«

»Aber Majestät, ich fürchte, ich vergesse« . . .

»Ah, Sie haben ein Gedächtnis wie ein Ross! Hier in Fontainebleau werden wir uns ein wenig ausruhen, — Sie auch, der Abwechslung halber! Sie sollten das Leben ein bischen mehr leben, Meneval.«

»Aber Sire,« rief der Sekretär ganz perplex aus, — »wann in aller Welt sollte ich die Zeit dazu finden!«

Der Kaiser lachte laut. »Bah, wenn man will, findet man Zeit zu allem, sogar zu Liebesintriguen, obwohl Gott weiss, dass es schrecklich lange Zeit braucht, ehe man zu einem Resultat kommt. Die Weiber sind geborene Taktiker,

lieber Freund; — das ist ihr enormer Vorthail in Kampf der Geschlechter.«

Er ging wieder ein paarmal auf und ab, immer förtlächelnd und krähend. Plötzlich blieb er stehen und sagte, die Daumen in der Westentasche, mit ganz veränderter Stimme:

»Sie haben die Depesche an Bernadotte wohl fertig? Es geht heute ein Courier nach Hamburg; — man muss das Eisen schmieden, so lang es warm ist. Ah, Herr Canning . . . wenn er nur wüsste, was für einen Dienst er mir erwiesen hat! Nun ist die Zeit gekommen, einen Todesstreich zu föhren, mein lieber Meneval. England hat niemals so mittelmässige Minister gehabt wie jetzt. Was noch fehlte, um die öffentliche Meinung in meine Gewalt zu bekommen, — das hat nun endlich dies Bombardement von Kopenhagen zuwege gebracht. Sie sehen nicht ein, dass sie mich dadurch mit einem Schlag aus einem »Tyranen« zu einem »Befreier« gemacht . . . Jeder Hafen von der Ostsee bis zum Busen von Tarent soll geschlossen werden — nun wird man mir für meine Continentsperre danken! Lissabon, sagen Sie?« — (Meneval hatte kein Wort gesagt; er schaute nur auf). — »O, Lissabon — auf Junot kann ich mich verlassen. Er erreicht in der Regel, was er will und soll, — er muss mir für Lissabon bürgen!«

Er läutete heftig. Der Lakai, welcher sich stets vor der Thür befand, trat ein.

»Schicke mir den Gouverneur von Paris. Ich will sogleich mit ihm reden.«

Während er auf Junot wartete, setzte er stumm seine Promenade kreuz und quer durch das Zimmer fort. Hier, zwischen diesen vier Wänden, die er sein Arbeitskabinet nannte, genoss er in höchster Potenz jene Realität der Macht, zu welcher der äussere Glanz ihm nur ein oft gleichgiltiges Appendix war; hier feierte er seine grössten Triumphe.

Nie war sein Gehirn so fruchtbar an gigantischen Plänen gewesen wie jetzt, nachdem er in Tilsit den so lang gesuchten Verbündeten gefunden hatte; nie war ihm der Weg so offen erschienen für seinen grenzenlosen Ehrgeiz. Europa, — dies misstrauische, conservative Europa, um das er so lang geworben, warf sich ihm nun endlich vollen Ernstes in die Arme. Durch Savary wusste er, dass Alexander und Romanzoff, nun eifriger denn je bemüht, sich ihm zu fügen, fest entschlossen waren, alle Verbindungen mit dem Londoner Kabinet abubrechen; Metternich und der Grossherzog von Würzburg hatten zu dem so lang negocierten Vertrag so gut wie zugestimmt, in welchem Oestreich, niedergedrückt, umringt, von Napoleons geschickt ausgesteckten Lockbissen verleitet, endlich offen mit England brach und sich seiner Continentalpolitik anschloss. Auf seinem Tisch lagen Depeschen von König Friedrich Wilhelm mit demüthigen Versicherungen, dass Preussen voll Eifer bereit sei, mit Frankreich einen völligen Offensiv- und Defensivvertrag abzuschliessen; und endlich hatte die Beherrscherin des Sundes, Dänemark, das sich früher misstrauisch ferngehalten und hartnäckig auf seine Neutralität gepocht hatte, nun — dank Englands brutalem Zugreifen! — keinen anderen Ausweg, als sich bedingungslos in seine Arme zu werfen, zu allem bereit, um das Bombardement von Kopenhagen und den Verlust der Flotte zu rächen. Er hatte nun auch Grund genug zum Bruch mit Portugal, den er so lang eifrig gewünscht; er wartete nur auf neue Depeschen aus Portugal, um Herrn von Lima, dem Gesandten, seine Pässe zuzuschicken, und Junot, — ja, Junot sollte nun seine geheimen Instruktionen bekommen!

Der Kaiser liess den Gouverneur von Paris gegen alle Regel in dies sein eigenes Arbeitskabinet führen, — etwas, das seit dem Konsulate kaum je geschehen. Er lud ihn ein, auf einem der wenigen gobelinüberzogenen Stühle Platz zu nehmen, die längs der Wände standen, setzte sich

selbst rittlings auf einen anderen und stützte das Kinn auf die Lehne.

»Nun, mein lieber Gouverneur, — bist Du gar nicht neugierig, weshalb ich gerade Dich nach Bayonne sende?«

»Nein, Sire. Sie haben gesagt, — was man mir übrigens rund herum wiederholt, — dass Sie mich um jeden Preis los sein wollen,« antwortete Junot lächelnd mit einer halben Verbeugung.

Der Kaiser lachte und schaukelte auf dem Stuhl hin und her.

»Und das glaubst Du also wirklich? Dass ich so kindisch bin, mich von persönlichen Gründen bestimmen zu lassen, wenn es Angelegenheiten des Staates gilt? *Ancien régime, ancien régime!* — Er schüttelte wiederholt den Kopf. »Nein, nein; — dem sind wir doch entwachsen! Aber Du, Junot, — denn mit all Deinen Dummheiten bist Du doch ein gescheiter Bursche, Du glaubst das doch nicht?«

»Nein,« sagte Junot aufrichtig. »Nicht mehr.«

»Du erinnerst Dich vielleicht, dass Du einmal in Portugal Gesandter warst?«

Junot lachte, von Napoleons froher Laune ganz gewonnen.

»Und wie Du mit Deiner Husarenuniform dem Prinzen von Brasilien in solchem Grad imponiertest, dass Du eine förmliche Palast- oder besser: Garderoberevolution bewirktest. Ich glaube, dass er sogar den Zopf aufopferte« . . .

»Aber mein Gott, Sire, — wieso in aller Welt wissen Sie das?« rief Junot lächelnd.

»Deine Frau hat es Joséphine erzählt. O, ich weiss alles . . . Sage mir, glaubst Du, Du kannst mit dieser Husarenuniform und 26,000 Mann auf den Fersen auf Seine Hoheit noch einmal so viel Eindruck machen?«

»Mit 26,000 Mann! — Ja, Sire, das glaube ich.«

»Gut!« — Der Kaiser nickte. »Sie liegen in Bayonne.

Nun weisst Du, wozu die »Observationsarmee an der Gironde« bestimmt ist und warum ich Dich, der Du Portugal kennst, zu ihrem Chef erwähle.«

Junot verbeugte sich schweigend. Das Herz klopfte ihm vor Freude und Erwartung.

»Ich wollte Dir das gleich sagen, damit Du Dein Benehmen danach richtest. Versiegelte Befehle sind ja gut und schön, doch Du weisst, ich verlasse mich auf Dich. Dir habe ich die Ehre vorbehalten, England seines letzten Freundes auf dem Continent zu berauben, — Dich sende ich in den Kampf gegen meinen ärgsten Feind. Nun, Junot, hast Du Gelegenheit, für Deine Gefangenschaft nach dem aegyptischen Feldzuge Rache zu nehmen!«

»Sire,« sagte General Junot feierlich, — er war aufgestanden und beugte sich tief herab auf die Hand, die der Kaiser ihm reichte — »kann leidenschaftliche Hingebung und unerschrockener Muth ausrichten, was Sie ausgerichtet wünschen, so muss es glücken.«

Napoleon hatte sich auch erhoben, — lächelnd, nahezu selber gerührt, drückte er kräftig die Hand, welche so enthusiastisch die seinige presste.

»Da siehst Du! Man soll niemals seine Freunde misskennen, Junot,« sagte er, auf seine verführerische Art lächelnd.

Junot hatte grosse Thränen in den Augen, er führte des Kaisers Hand an sein Herz.

»Euere Majestät,« murmelte er.

»Na, na, alter Freund . . . Und nun stehst Du mir dafür ein, dass vor Weihnachten noch Oporto und Lissabon den Britten versperrt sind. Bald — bald hat das Haus Braganza aufgehört zu regieren.«

Als ob er bereute, dass er in der Aufrichtigkeit des Momentes einem seiner geheimsten Gedanken Worte gegeben, biss sich Napoleon auf die Lippen, wendete sich brüsk um und ging hastig fort zum Fenster. Junot folgte ihm

mit den Augen. Entzückt, fast anbetend zärtlich ruhten seine Blicke auf des Kaisers stolzem Cæsarenprofil, das sich scharf von der Glasscheibe abhob. Seine Frau hatte recht; dieser Mann war sein Gott. Er kannte eigentlich keinen anderen.

»Du bekommst später noch eine Reihe von mehr ins Detail gehenden Instruktionen,« begann der Kaiser wieder, in geschäftsmässigerem Ton. Er ging nun wieder zwischen Menevals Schreibtisch und Junot auf und ab, der unbeweglich, kerzengerade, beide Hände am Wehrgehenk, in seiner Ecke dastand. »In einer Woche bist Du in Bayonne, und im nächsten Monat, denke ich mir, kannst Du über die Pyrenäen gehen. Was die Verhältnisse in Spanien betrifft, so erhältst Du noch ausführliche Ordre. Zeige nun, dass Du Diplomat gewesen! — Du weisst, ich habe eine glückliche Hand; wen immer ich zu einer Aufgabe erwähle, der pflegt zu reussieren!« . . .

»Siehst Du, Spanien,« nahm der Kaiser wieder auf — zögernd, doch vollkommen offenherzig gegen den Jugendfreund, — »Spanien ist ein heikler Punkt; — es macht mir eigentlich Sorge. Du kennst die Aufführung des Friedensfürsten vor Jena? . . . Allein ausser dieser übereilten Proklamation habe ich, genau genommen, keinen Beweis für seine Treulosigkeit. Und nun kriecht er vor mir auf allen Vieren« — der Kaiser stiess mit den Füßen verächtlich nach einigen Büchern, die auf den Boden gefallen waren. — »Die Dreieinigkeit im Escorial« (so beliebte Seine Majestät den König, die Königin und den Friedensfürsten zu nennen) »hat mir nicht weniger als drei Gesandte geschickt, um mich zu Tilsit zu beglückwünschen. Von ihren Pferdesendungen will ich gar nicht reden . . . Karl der IV., der arme Teufel, wäre bereit, mir seine letzte Mähre zu schicken.« — Er lachte. — »Das ist mir zuwider. Denn wie soll ich vor Europa einen plausiblen Anlass finden, mit einem so alten und treuen Freund zu brechen?

Na, — wenn es zur Theilung der Beute in Portugal kommt, finden wir ihn schon! Ich muss Spanien unter die Arme greifen,« fügte er ernster bei, »es sinkt ja immer tiefer und tiefer; bald haben wir keinen Nutzen mehr davon. Wir müssen sehen, uns seine Hilfsquellen verwendbar zu machen . . .

»Aber, wie Du mich anschaust, Junot!« — Er blieb mit den Händen auf dem Rücken knapp vor ihm stehen. »Du glaubst, ich phantasiere, — wie in Aegypten, bei St. Jean d'Acre, — nicht wahr?«

»Sire,« sagte Junot ehrlich und sah ihm in die Augen, »Sie wissen, seit wir beide zum erstenmal in Toulon bei der Sansculottenbatterie mit einander sprachen, habe ich, wenn irgend jemand, an Sie geglaubt.«

»Du hast recht!« — Napoleon nickte. — »Du warst eigentlich der Erste, welcher unwiderruflich sein Schicksal an das meine band. Aber« — er hob den Kopf und nickte noch einmal, — »immer noch sind wir weit vom Ziel!«

Junot lächelte stolz und froh unter des Kaisers festem, leuchtendem Blick.

»So kann ich also immer auf Dich bauen!« — Er strich mit der Hand über Junots nun gebeugtes Haupt und lächelte plötzlich. — »Die alte Narbe sitzt noch da, wie ich fühle . . . Mein Freund, in den Kämpfen, die Deiner harren, — brauche ich Dich wohl nicht zu bitten: denke an Arcole, Lonato . . . und Nazareth!?«

»Mein General — mein Kaiser« . . .

»Na, na, na, Junot . . . Du bist allzu heftig, alter Freund. Nun weißt Du einstweilen, was Dein Kaiser von Dir erwartet. Und — noch ein Wort!« — Junot zog sich schon rückwärts nach der Thür zurück. — »Du verstehst, dass Du von dem, was ich Dir nun gesagt, keinem gegenüber was verlauten lassen darfst!«

»Euere Majestät!« rief Junot indigniert.

»Ja, ja! — Ich weiss es ja, Deine Frau ist ein listiger kleiner Teufel und Du bist ihr gegenüber schwach. Ich erinnere Dich bloss: sei vorsichtig!«

Junot verbeugte sich noch einmal, mit der Hand auf dem Herzen und verliess das Gemach. Des Kaisers lachender Blick folgte ihm nach.

XVII

»J'ai toujours aimé l'analyse, et si je devenais sérieusement amoureux, je décomposerai mon amour pièce à pièce.«

Napoléon.

»Il faut toujours tenir vos vanités en haleine; à vous autres, la sévérité du gouvernement républicain vous eut ennuyé à mort.«

Napoléon.

Gleich nach dem *lever* Seiner Majestät, welches frühzeitig abgehalten wurde, versammelte sich die Jagdcavalcade in »*la Cour du Cheval-Blanc*«. Die Damen in ihren phantastischen Jagdgewändern, welche in der Farbe mit denen der Prinzessin, deren Hof sie angehörten, übereinstimmten, hatten schon in den offenen Kaleschen Platz genommen (bloss einige waren zu Pferde), als der Kaiser, der immer zuletzt kam, mit seinem Gefolge die hufeisenförmige Treppe hinabstieg. Der Morgen war neblig und kühl, die Wege von dem nächtlichen Regen noch aufgeweicht. Unter Vortritt der Jäger setzte die Schaar sich in Bewegung, während grosse Wagen mit Proviant, Service, Köchen und Dienern nachfolgten. Der Kaiser ritt zu Seiten des Wagens hin, in welchem die Kaiserin und Madame Mère sassen. Er grüsste Joséphine zerstreut, die in dem halb orientalischen, halb renaissanceartigen Jagdkostüme, das ihr Mann selbst erfunden und angeschafft hatte, in der unbarmherzigen Morgenbeleuchtung sich minder gut ausnahm, als sie pflegte. Gegen seine Gewohnheit machte er aber keine Bemerkung, wechselte

bloss ein paar Phrasen mit den beiden Damen, berührte dann flüchtig den Hut zum Abschied, setzte dem Pferd wieder die Sporen ein und schoss mit losen Zügeln davon.

Er jagte nicht des Wildes halber — Sport unterhielt ihn nicht mehr als Spiel, — er konnte nicht begreifen, dass jemand auf die kläglichen, ganz imaginären Resultate, die man hierdurch erreichte, irgend welchen Werth legte. Allein die Jagd gab ihm in Friedenszeiten Gelegenheit zu heftiger Leibesbewegung, — die einzige Ruhe, die er brauchte und als nützlich ansah, war, aufs Gerathewohl, ohne Gefolge — bloss der Stallmeister Jardin hielt sich immer wie ein Schatten hinter ihm, — in diesem uralten, erinnerungsreichen Wald, den er liebte, herumzustreifen, und so ganz allein seine kühnen Gedanken zu denken, und seine stolzen Träume zu träumen. — Übrigens sprachen diese grossen Jagdfeste rein ästhetisch zu seinem aristokratisch-feudalen Geschmack. Er liebte es, die Hornsignale, den Ruf der Piqueure, das Gebell der Hunde durch den Wald hallen zu hören und dann zuletzt das stürmische, jubelnde Hallali, wenn der Hirsch endlich fiel. Er liebte es, seine stattlichen Cavaliere auf feurigen Rossen vorbeijagen zu sehen, zu sehen, wie die Damen, lebhaft und graciös, in ihren leuchtenden Kostümen dem lustigen Frühstück unter den Kronen der Bäume präsidirten. Das erinnerte ihn an seine Jugend, an das Leben im Felde, an die alten Tage in Malmaison, — an all das, woran er sich gern erinnerte.

Ohne weiter an die Richtung zu denken, hatte sich der Kaiser auf seinem einsamen Ritt allmählig den Hügeln bei Franchard genähert. Er hielt einen Moment droben an, lauschte der Jagd, die in der Entfernung vorbeilärmte und liess dann dem Pferd die Zügel schiessen, indem er mit rasender Schnelligkeit den jähren Abhang hinunter sprengte. Drunten im Thal, sich scharf auf den weissen Felsen abzeichnend, die sich gerade hinter ihr erhoben,

hielt eine einsame Dame zu Pferd. Ihre weisse Stute scheute erschreckt, als der Kaiser so unvermuthet von oben herab ihr entgegen brauste.

»Sie?« rief Napoleon der Dame zu. »Warum in aller Welt halten Sie hier so allein, Madame Junot?« Er ritt ganz ausser Athem zu ihr hin.

»Ich war ein bischen müde und dann . . . ich weiss nicht wie es kam, ich verlor meine Gesellschaft; sie waren so eifrig im Verfolgen. Ich zog es vor zu halten und ein paar Minuten Athem zu schöpfen, — hier ist es so schön.« Sie machte eine schwache Bewegung mit der Hand, gleichsam um ihm die Gegend zu zeigen.

Die Sonne begann nun ernstlich durch den Nebel zu brechen, der wie ein weicher, zerrissener Flor ringsum an den spitzigen Felsgipfeln hing.

Der Kaiser sah nicht auf die Aussicht; er sah forschend die Frau Gouverneurin an. Jardin hielt zehn Schritt entfernt von ihnen, steif wie ein Stock.

»Das sieht Ihnen gar nicht ähnlich, müde zu werden.«

Madame Junot beugte sich nieder und klopfte dem Pferd auf den Hals. Der Kaiser fuhr fort, sie mit seinem eigenthümlich leuchtenden, unbarmherzigen Blick zu betrachten.

Ihr stand das Jagdkostüme gut. Da Madame Mère's Damen keine eigene Farbe besassen, hatten sie die Erlaubnis erhalten, die der Kaiserin zu tragen. Die kurze purpurrothe Sammttunika, die ganz mit Goldstickerei übersäet war, fiel graciös über ein weisses Seidenkleid, das der Bequemlichkeit wegen auf der Seite leicht aufgeheftet war, so dass die koketten rothen Sammtstiefletten sichtbar wurden. Um den Leib trug sie eine breite rothe Schärpe und auf dem Kopf eine schwarze Toque, die vorn kühn mit gekrausten, weissen Federn aufgebogen war, und unter welcher das reiche, dunkle Haar in einer Mille-boucles

Frisur hervorwogte. Ihre südländische, frische Schönheit trug diese starken und anspruchsvollem Farben mit Glanz.

Schweigend begannen sie — immer Jardin starr wie eine Schildwache zwei Schritt hinter sich — langsam und vorsichtig zwischen den Abhängen in den Hohlweg hinein zu reiten. Ein paarmal, wenn es besonders beschwerlich war — der Regen hatte den Boden feucht gemacht — nahm Napoleon ihr Pferd beim Zügel und führte es.

»Das erinnert mich an unsere Jugend, Madame *la Gouverneuse*. Ja, denn Sie sind ja jetzt eine alte Dame, der man, ohne Gefahr sie zu verletzen, von ihrer Jugend sprechen darf? Ich weiss nicht, ob Euer Gnaden sich noch an eine Promenade im Tête-à-tête während einer Jagd bei Butard erinnern?«

Madame Junot wusste wohl, dass der Kaiser es liebte zu überraschen, — nicht bloss seine Feinde und auf dem Schlachtfeld, — allein auf diese Wendung war sie dennoch vollkommen unvorbereitet. Während all dieser Jahre hatte er auf jenen Morgen und den Weg nach Butard auch nicht einmal hingedeutet.

»Natürlich, Eure Majestät,« antwortete sie gegen ihre Gewohnheit etwas unsicher, »wie sollte ich auch nur einer einzigen jener Gelegenheiten vergessen können, wo ich die Ehre gehabt, mich mit Eurer Majestät zu unterhalten?«

Er blieb stehen, mass sie mit dem Blick und zuckte mit dem Lippen. »Es ist doch merkwürdig! Sie sagen das so fliessend und mit vollkommen richtiger und passender Betonung« Er schüttelte den Kopf: »Nicht einmal Madame de Chevreuse ist eine ärgere Frondeurin als Sie!«

»Das haben Sie so oft gesagt, Sire,« antwortete sie kurz, »allein es hat Ihnen nie beliebt, irgend einen Grund anzugeben.«

»Ich kenne niemanden, wenigstens kein Weib, das so in allem und jeglichem sich meinem Willen entgegen gesetzt hat,« fuhr er fort, ohne ihr auch nur zuzuhören.

»Ich wage natürlich nicht zu sagen, dass Eure Majestät ungerecht sind,« versetzte sie mit Thränen des Zornes und der Nervosität in den Augen.

Er sah sie von der Seite an, mit einem Blick so schelmisch und munter, dass sie seit »ihrer Jugend,« wie er sagte, nicht desgleichen gesehen.

»Ungerecht? . . . Ich darf wohl nicht wagen, Euer Gnaden von neuem an den Weg nach Butard zu erinnern . . .«

Laurette brach in ein Gelächter aus. Sie war den ganzen Tag über aufgeregt und traurig gewesen, denn am nächsten Tag sollte Junot ja reisen, aber sie konnte des Kaisers guter Laune nicht widerstehen. »Ah, damals,« sagte sie, »Eure Majestät machen mich wirklich verlegen, indem Sie immer wieder auf jene mystische Unterredung zurückkommen, an die, wie ich nun zugeben muss, ich mich jetzt nicht mehr recht erinnere« . . .

Sie konnte nicht umhin, ihm einen Blick von der Seite zuzuwerfen, einen Blick, so schalkhaft und munter unter den langen Wimpern hervor, dass sie sich verrieth.

»Ah, ah, Madame Junot! Soll ich Ihrem Gedächtnis ein wenig nachhelfen? Es begann damit, dass Sie eine Reihe völlig überflüssiger Vorsichtsmassregeln gegen das ergriffen, was Sie in Ihrer kindischen Tugendhaftigkeit als eine kriminelle Caprice des Ersten Konsuls betrachteten . . .«

Es gelang ihm nicht, sie verlegen zu machen, aber seine sarkastische Stimme raubte ihr ihre Geduld, die niemals sehr weit reichte. Und wenn sie ungeduldig oder böse wurde, so geschah es ihr — merkwürdig genug; denn anderen geschah es nicht — ganz leicht, zu vergessen, dass es nicht mehr General Bonaparte war, mit dem sie sprach. Sie sagte heftig:

»Kriminell?« — das ist ein Wort, welches Sie selbst angewendet haben. Aber Sie können wohl nicht läugnen, dass es eine Caprice war?«

Sie sah ihn mit ihren braunen, leuchtenden Augen kühn und ernst an. Der Kaiser hielt ihren Blick aus.

»Nein,« sprach er plötzlich ernst. »Ja, — vielleicht auch, zum Theil, — es ist so schwer, das Gefühl zu zergliedern, das ein Mann einem Weibe widmet. Doch ich glaube, so merkwürdig es nun auch Ihnen und mir selbst klingen mag, dass es wirklich am ehesten noch Freundschaft war. Das ist etwas, das ich sonst selten für Damen empfinde; allein Sie . . . Sie haben nun einmal etwas, das mich anzieht. Merken Sie wohl, — ich behaupte nicht, das ich Sie liebte, doch . . . Ich glaube, wir hätten sehr gute Freunde werden können, Madame Junot!«

»Aber Sire, — Freunde?« wiederholte sie zögernd und sehr ernsthaft. »Es schien mir dennoch« . . .

»O, ich weiss schon, was Sie sagen wollen,« unterbrach er sie ungeduldig. »Ja, gerade Freunde! Sehen Sie, nach meiner Meinung ist in unserem Alter Freundschaft zwischen Mann und Frau unmöglich, ausser, wenn sie vorher . . .« Er zuckte die Achseln. »Ein Mann muss seine Freundin besitzen; die Frauen sind nur auf eine Art zu beherrschen.«

Sie antwortete nicht und er sah sie nicht an, als er leiser fortfuhr:

»Sie waren zu jener Zeit ein Kind. Sie waren eigensinnig und eingebildet, — kurz angebunden, wie Sie stets gewesen sind. Und dann begingen Sie den Fehler, dass Sie irrigerweise als banalen Verführungsversuch auffassten, was nur . . . ja, wie soll ich sagen . . . ?«

Madame Junot meinte in ihrem Inneren, es werde keine so leichte Aufgabe sein, diese wiederholten Tête-à-tête an ihrem Bette, um vier Uhr morgens, wenn das ganze übrige Haus schlief, auf andere Art zu erklären und fragte sich nur ironisch, wie er sich da heraushelfen werde.

»Damals, Madame, bot der Erste Konsul Ihnen die Hand

zur Freundschaft; er sehnte sich nach einer klugen und süssen Freundin. Aber das ist nun lange her, Madame Laurette, — nicht wahr?»

»Gewiss, Majestät; das ist lange her. Es wundert mich nur, dass es Euerer Majestät noch ins Gedächtnis zurückkommt.«

»Sie sitzen nicht so übel zu Pferd, Madame Junot, für die paar Monate, die Sie erst reiten. Ich erinnere mich daran, wie Junot noch schwor, seine kleine Sèvres-Puppe werde nie ihr kostbares Leben einem Pferderücken anvertrauen dürfen. — Sie sehen, ich habe ein gutes Gedächtnis! — Und nun hat er selbst Sie diese Kunst gelehrt. Ja, wir verändern uns eben alle!«

»Es geschah auf mein eigenes Begehren, Sire,« entgegnete Madame Junot verletzt.

»Natürlich.« — Sie ritten im Schritt auf den Meetingsplatz, — Jardin immer hinter ihnen. »Sie werden gleich sehen, wie alle Sie anstarren! Morgen schreibt man ein Dutzend anonyme Briefe an Junot, dass der Kaiser sich endlich zu einer »*maîtresse en titre*« entschlossen habe. Dann wendet er auf dem Wege nach Bayonne um, sprengt seine besten Pferde zu Schanden und kommt daher gestürzt . . . O, ich kenne Junot! Was werde ich ihm sagen?«

»Wie soll ich das wissen, Sire? Wie sollte ich errathen können, wozu der Kaiser sich entschlossen hat!«

»Aber Sie wissen« . . .

»Dass er nicht an Madame Junot gedacht hat, ja, das weiss ich, Euere Majestät!«

Der Kaiser sah sie lange an; dann brach er in lautes Gelächter aus.

»Sie sind ja geradezu ein kleiner Satan! Nein, — wie konnten Sie errathen, dass ich wirklich nicht einen Augenblick an Madame Junot gedacht hatte?«

Sie waren nun mitten auf dem Versammlungsort. Der

Kaiser winkte dem Gouverneur von Paris, der mit dem Hut in der Hand da stand und mit der Königin Hortense sprach, die ihren Wagen noch nicht verlassen hatte.

»Sieh her, Junot, da hast Du Deine Frau zurück. Es war sehr nahe daran, dass sie zwischen den Felsen von Franchard auf immer für Dich verschwunden wäre, — ganz wie Eurydice!«

Seine Majestät stieg vom Pferd und ging zu seinem Platz am schon gedeckten Tisch. Er wendete sich an den ausserordentlichen Gesandten des Escorial, den Herzog von Frias, und fragte ihn gnädig:

»Wie finden Sie die Jagd, Herr Herzog? Sie gleicht wohl jenen wenig, die Seine katholische Majestät in Aranjuez abhalten lässt?«

Der hochmüthige Spanier verbeugte sich, sah in die Luft und antwortete:

»Seine Katholische Majestät, Sire, frühstückt immer unter Zelten.«

»Ich ziehe den Himmel vor,« versetzte der Kaiser hochfahrend und drehte sich um.

Die Sonne hatte nun den Nebel gänzlich durchbrochen. Sie warf durch das schon dünne Laubwerk der Bäume ein warmes, fleckiges, leicht bewegliches Licht über die lange Tafel, an der die Geladenen nun Platz zu nehmen begannen. Dieselbe stand mitten im Gras, auf einer hölzernen, transportablen Plattform, die mit einem dicken, bunten Aubussonteppich bedeckt war; das Service bestand bis in die geringsten Details gänzlich aus Silber und trug die kaiserliche Namenschiffre. Hier im Wald, nach einer animierten Jagd, und da alle sehr hungrig waren, war es trotz der Bemühungen des Herrn von Ségur und der Präfekten unmöglich, die strenge Etikette aufrechtzuhalten, die sonst immer gefordert wurde; — hier nahmen die Natur und die erste Erziehung sich wieder ihr Recht; hier tauchten Reminiscenzen

von der heiteren, anmuthigen Formlosigkeit des Direktoriats und des Konsulats wieder auf. Der Kaiser merkte es nur selbst nicht; aber sein Hof hatte eigentlich niemals mehr Aehnlichkeit mit dem alten französischen, dem derselbe, nach seinem Wunsche, gleichen sollte, als gerade bei diesen Gelegenheiten, wo all diese kühnen Männer und heiteren, schönen Frauen, frei von einem ängstlichen, genierenden, noch kaum eingelernten Ceremoniell, sich bloss ihrem eigenen, angeborenen gallischen Esprit, ihrer natürlichen Ritterlichkeit und Grazie hingaben, oder gar nur der stolzen, übermüthigen Freude, auch dabei zu sein in all dieser Pracht und in all diesem Lärm, die blendeten und aufregten. Darum betrachteten die Herren und Damen die Jagd als ihr Hauptvergnügen, selbst jene, die ihr Spannendes nicht empfanden oder nicht einmal thätigen Antheil daran nahmen. Von dem Moment, wo man des Morgens unter schmetternden Hornsignalen sich am Fuss der hufeisenförmigen Treppe versammelte, bis zur »*curée*« am Abend, wo die Hundemeute in einem der abgesperrten Höfe des Palastes bei Fackelschein auf die Beute stürzte, die die Piqueure ihnen zuwarfen, — den ganzen Tag und überall herrschte nur Freude und Munterkeit.

Der Kaiser sass zu oberst am Tisch, — langsam, gleichsam liebkosend, liess er seinen Herrscherblick über die Schaar der Gäste gleiten. Zwischen den stilvollen grünen Jagdanzügen der Herren leuchteten die Toiletten der Damen hervor — in Weiss und Purpur, in Silber und Lila, in Rosa und Himmelblau. Gabel und Messer knirschten auf den Silbertellern, der Wein floss aus den erhobenen Kannen in die Krystallpokale, die klirrend an einander stiessen, während das Lachen über frische Lippen perlte und Napoleon, mitten im Lärm und Reden, hie und da abgebrochen eine kühne Schmeichelei, eine geistreich gewendete Antwort unterscheiden konnte, — all das in der klaren, festgebauten französischen Sprache, die er so sehr liebte.

Der Herzog von Würzburg, Bruder des Kaiser Franz, unterhielt sich artig mit Ihrer Majestät der Kaiserin über den neuen englischen Park, den er nun (da er hoffte, endlich in dem letzten Herzogthum, das man ihm angewiesen, bleiben zu dürfen) um seine neue Residenz herum anzulegen gedachte. Joséphine, die in diesen Sachen wohl bewandert war und sich dafür interessierte, gab ihm gute Rathschläge. Schliesslich appellierte Seine Hoheit auch an den Kaiser.

»Einen englischen Park, sagen Sie!« Seine Majestät lehnte sich in seinem Stuhl zurück, während seine Hand geballt auf dem Tischtuch ruhte, »O ja, — aber ist das nicht eigentlich eine Laune, die doch fast nur für einen Millionenbanquier passt? . . . Meinen englischen Park, Kaiserliche Hoheit,« — er machte eine Bewegung mit der Hand, — »sehen Sie hier. Es ist der Wald rings um Fontainebleau.«

Der Gouverneur von Paris hatte nicht ein einzigesmal im Laufe des Tags, — obwohl sich dazu ausgezeichnete Gelegenheiten boten und er mehr als einen Blick aufgefassen, der ihm deutlich sagte, er dürfe es wagen, — versucht, sich Caroline zu nähern. Doch als man sich von der Tafel erhob, kam er durch Zufall in die Nähe der ersten Hofdame der Prinzessin, Mademoiselle de la Grange, die, wie er bemerkt hatte, ihn schon lang umkreiste. Er hatte, — trotzdem sie seinerzeit, als es noththat, einander ewige Freundschaft gelobt hatten, — doch immer einen ziemlich starken Widerwillen gegen die alte, glatte Intrigantin genährt, die seine Frau auf den Tod nicht leiden konnte; und als sie sich jetzt mit einem halb koketten, bedeutungsvollen Lächeln, angethan mit der Uniform ihrer Prinzessin, Rosa und Silber, ihm näherte, empfand er nahezu Abscheu.

Mademoiselle de la Grange legte ihren mageren bläulichen Zeigefinger an ihre geschminkten Lippen und flüsterte:

»Ich kenne eine Dame, die über die hastige Abreise einer gewissen Person sehr betrübt ist. Auf dem heutigen Ball am Abend erwartet sie, dass Sie einen Anlass suchen, sich ihr zu nähern.«

Die beharrlichen Bemühungen des Gouverneurs von Paris bei der Schwester des Kaisers, hatten in der letzten Zeit und nachdem er sie ganz gewonnen, bedeutend abgenommen. An jenem Morgen, vor ein paar Tagen, als sie in Gegenwart Metternichs, (den man, wie er wusste, schon als seinen Nachfolger bezeichnete) um sich selbst zu salvieren, mit einer so ungenierten, egoistischen Perfidität auftrat, hatte er einen Moment gegen sie etwas wie Hass empfunden. Mehr als er sich es selbst eingestehen wollte, reizte es seine männliche Eitelkeit, dass sie nun, da es galt, die Folgen ihres gemeinsamen Leichtsinnes auf sich zu nehmen, ihn so kaltblütig im Stich liess, und ihn wie eine ausgespielte Karte behandelte, auf die man in dieser Partie nicht mehr gewinnen konnte. Doch er war ein Mann, der eine *bonne fortune* bis aufs Aeusserste zu verfolgen pflegte, — es wäre ihm gar nicht eingefallen etwas anderes zu thun, als sich nach dem so deutlich ausgesprochenen Wunsch seiner Geliebten zu richten.

Nach dem Diner, welches der Kaiser, seiner Gewohnheit zufolge, mit der Kaiserin allein einnahm, während Duroc an seiner Tafel jenen fürstlichen Gästen, die keine eigene Hofhaltung in Fontainebleau besaßen, die *Honneurs* machte, gab Seine Majestät am Abend in der Galerie François I. einen Ball. Er verwendete jenen alten, grossartigen Festsaal viel öfter, als man es unter dem *ancien régime* gethan. Es schien ihm nämlich, dass sein junger Hof sich niemals so repräsentativ ausnahm als unter den gewaltigen Kronleuchtern des kunstreich geschnitzten Pla-

fonds und zwischen den historich stolzen Emblemen dieser langen Wände: dem goldenen F, das mit dem Salamander abwechselte, den Gemälden Rossos und den kühnen Skulpturen Primaticcios. Wenn er des Abends auf seiner gewöhnlichen Runde, einen Augenblick an den monumentalen Kamin an einem Ende des Saals gelehnt, den Blick über diesen ungeheuren Saal gleiten liess, in dem alles, was in Frankreich Adel, Namen, Schönheit und Ruhm besass, sich im Contretanz zusammen drängte, so hatte er oft eine ähnliche Empfindung, wie wenn er auf einem Schlachtfeld nach gewonnenem Sieg die Truppen Revue passieren liess. Er verachtete keinen der Triumphe, die sein Imperatorenprestige vermehren konnten, ob sie nun auf dem gebohten Fussboden des Festsals von Fontainebleau zu gewinnen waren oder auf den blutigen Schneeflächen von Eylau.

Der Cotillon hatte soeben mit der damals gebräuchlichen endlosen Promenade begonnen, die das aufführende Paar nach Belieben lang machen, und dann in Figuren fortsetzen konnte. Prinzessin Pauline, die wegen ihrer Krankheit nicht mehr tanzte, doch mit allen eigenen Diamanten sowie denen des Hauses Borghese geschmückt stets als die Schönste der Schönen allen Festen beiwohnte, hatte mitten im Saal in einem Fauteuil Platz genommen und hielt eine Rose, einen Ring und ein Taschentuch im Schoss. Hinter ihrem Stuhl standen graciös gruppiert, Prinzessin Caroline, Madame de Canisy und die Herzogin von Chevreuse. Auf drei Kissen knieten zu ihren Füßen der junge Herzog von Mecklenburg-Schwerin, Prinz Murat und General Junot. Mit grosser Feierlichkeit schlangen die jungen Damen, die schon vorher als Rose, Ring und Taschentuch bezeichnet worden waren, einen weichen Seidenschleier um die Augen der Prinzessin, während sie, blind wie Fortuna, die entsprechenden Embleme den Cavalieren reichte. Der Herzog von Mecklenburg bekam den Ring, — er erhob sich gleich

und verbeugte sich vor Madame de Canisy; Murat erhielt das Taschentuch: es war die Herzogin von Chevreuse, die mit einem fast unmerklichen Rümpfen ihrer feinen Nase, sich entschliessen musste, ihm die Hand zu reichen, während sie zugleich dem höchst legitimen Schweriner Herzog einen flüchtigen Blick nachwarf. Endlich empfing Junot die Rose; die Grossherzogin von Berg und Cleve legte hochmüthig — während alle Blicke auf ihr ruhten und man sich fragte, ob die Prinzessin Pauline bei ihrer boshaften Austheilung wirklich so blind gewesen, als es aussah, — ihre fürstliche Hand in die des Gouverneurs von Paris.

Sie tanzten feierlich einmal in der Runde und überliessen ihren Platz dann anderen. Das Interesse der Ballgäste concentrirte sich nun darauf, ob die kleine, eifersüchtige Königin von Westphalen ihrem Gemahl, der unter den drei vor ihr die Knie beugenden Herren war, gönnen würde, mit Prinzessin Stéphanie zu tanzen, und Junot und Caroline konnten daher hinter dem Wirrwarr der Cotillontheilnehmer, die den Saal umsäumten, ganz unbemerkt ein paar Worte wechseln.

»Sagen Sie mir,« flüsterte die Prinzessin hastig, »sehe ich Sie nun nicht mehr, ehe Sie reisen?«

»Ich glaube nicht. Es wäre, wie Sie gewiss besser als ich einsehen, in unserer Lage furchtbar unklug,« antwortete Junot ebenso leise.

»Sie sind immer noch böse auf mich wegen letzthin« . . .

»Eurer Hoheit unermessliche Güte gegen mich hat ein für allemal meine Seele mit solcher Dankbarkeit erfüllt, dass es mir unmöglich wäre jemals Zorn zu fühlen.«

Die Prinzessin biss sich auf die Lippe. Sie empfand sehr gut die Spitze in dieser Antwort. Zum erstenmal während ihrer Unterhaltung sah sie ihn voll an; — sein Blick begegnete ihrem mit einem Ausdruck, der in seinem zärtlich sentimentalischen Schmachten das ironisch triumphierende Lächeln

des Mundes nicht verdecken konnte. Sie hasste ihn in diesem Moment für seine stolze, barmherzige Diskretion, die sie niederdrückte wie eine Bürde. Sie sagte sentimental:

»Aber Sie schreiben mir doch; nicht wahr, mein Freund?« . . .

»Nichts, Euere Hoheit,« — er legte die Hand aufs Herz, — »soll mir ein solcher Trost in meiner tiefen Verlassenheit sein.«

Die Prinzessin sah ihren Verehrer forschend an; sie kannte ihn gut; sie wusste genau, wenn es ihm nur einmal gelungen war, seine gewaltsam aufbrausende Heftigkeit zu beherrschen, so konnte er, imfall er jemand an's Leben wollte, ein überlegener und höhnischer Ironiker sein. Heute Abend verstand sie ihn nicht. Allein es war — das empfand sie dunkel — etwas höchst Demüthigendes in seiner Art und Weise ihr gegenüber.

»Sie müssen zu mir Vertrauen haben,« sagte sie rasch und mit mehr Ernst als vorher. »Vergessen Sie nicht, wenn es jemals nothwendig wäre, so — erinnern Sie sich immer daran, Junot! — so haben Sie einen sicheren Freund in mir.«

Junot drückte zärtlich die Hand, die sich in seine schmiegte. In diesem Augenblick fühlte er sich wieder mit einer gewissen selbstgefälligen, wollüstigen Empfindung als ihr Schuldner. Er hatte freilich die Gunst schwer bezahlen müssen, die sie ihm geschenkt; allein jeder Mann hier im Saal hätte sie gewiss als des Preises werth betrachtet. Es war ein letzter galanter und anerkennender Dank in diesem zögernden Händedruck, mit welchem sie schieden.

XVIII

*»Nous ne pouvons pas nous aimer
avec passion et vivre parfaitement heu-
reux. Mais l'amour vaut bien la paix —
n'est ce pas?«*

*Mme Junot
(»Etienne Saulnier«).*

*»L'avenir est à mépriser pour l'homme
qui a du courage.«*

*Napoléon
(Correspondance de l'Empereur).*

Es war ungefähr Mitternacht, als Madame Junot nach dem Ball in die Wohnung heimkam, die ihr und ihrem Mann in einem der entlegeneren Pavillons des Schlosses angewiesen worden. Junot war noch nicht zu Hause. Er hatte noch einmal mit seinem Freund Duroc sprechen wollen, und das liess sich fast nur bei Nacht thun, da der Grossmarschall zu anderen Zeiten fast immer in Anspruch genommen war.

Sie konnte übrigens nicht begreifen, dass er so lang ausblieb. Gleich nachdem der Kaiser sich zurückgezogen — und das war nun fast eine Stunde her — hatte sie ihn mit Duroc verschwinden sehen. Sie konnten doch wohl nicht so unendlich viel mit einander zu reden haben!

Sie schickte gleich die Kammerjungfern weg und begann, die Hände in die Seiten gestemmt, langsam in dem grossen, halbdunkeln Gemach auf und ab zu gehen, das von einem Paar niedriger zweiarmiger Leuchter vor dem Kaminspiegel nur matt erleuchtet war. Sie ging hin und

putzte an einer der Kerzen, während sie gleichgiltig, wie aus Gewohnheit, ihre Abendtoilette musterte: schwere rosa Seide, *lamée d'or*, und eine reich gefältelte *chérusque* aus gold-durchwobenem rosa Tüll. Sie hob das Kleid vorn auf und setzte die dünnen absatzlosen Sohlen ihrer lichtrothen Schuhe auf die Kamingalerie, hinter der nun die Glut erblich.

Ohne zu denken, starrte sie gerade aus in den Spiegel und begegnete ihrem eigenen Blick. Unwillkürlich beugte sie sich näher zum Glas und musterte genau ihr Gesicht.

O ja, — warum nicht? . . . Seine Majestät hatte einen guten Geschmack . . . Und durch ihr Gedächtnis zog zum hundertnmal die Erinnerung an das Gespräch mit Napoleon: eines unvergleichlichen Taktikers überlegener, halb maskierter Angriff, den sie kühn pariert, ehe er sein Manöver fertig ausführen gekonnt. Wie zwei geschickte und geübte Fechter waren sie einen Moment einander gegenüber gestanden, Aug' in Auge, mit gekreuzten Klingen, — hatten dann auf beiden Seiten die Degen gesenkt und sich in vollen Ehren, mit einem Lächeln und einem Compliment getrennt. Allein war der Kampf mit diesem einen Treffen auch abgethan? . . . Der Kaiser hatte viele Waffen in seinem Arsenal, und ein so Sieggewohnter vertrug gewiss nicht eine halbe Niederlage! Auf dem Ball heute abend war sie wieder eine Sekunde seinem Blick begegnet: lächelnd, sarkastisch übermüthig, — es war damals, als Junot mit der Grossherzogin von Berg tanzte, — einem Blick, der sie gezwungen hatte, ihren zu senken, der ihr aber nichts gesagt hatte . . .

Im Vorzimmer draussen hörte sie die Stimme ihres Mannes dem schläfrigen Kammerdiener einige Befehle geben. Gleich darauf öffnete sich die Thür und Junot trat ein.

»Bist Du noch wach, Laurette? Ich fürchtete fast, Du könntest zu Bett gegangen sein.«

»O, ich kam erst vor kurzer Zeit, ich konnte nicht früher weg.« — Sie wendete sich um und ging zur grossen

Reiseschatulle, die gepackt und zur Abreise fertig gerichtet mitten im Zimmer auf dem Tische stand.

Junot hatte seinen Hut abgelegt und schnallte nun sein Wehrgehenk ab. Laurette strich zerstreut mit den Fingerspitzen über den Beschlag der Schatulle. Keiner von ihnen sagte ein Wort . . .

»Also, Du weißt ja, ich bin gezwungen, morgen um sieben Uhr früh wegzufahren. Ende der Woche muss ich nothwendig in Bayonne sein.«

»Ja . . . Alles ist schon in Ordnung, so viel ich weiss. Ich hörte, Du sprachest draussen mit Chapelle« . . .

Junot hatte nun das Gehenk losgespannt. Er ging zaudernden Schrittes zu seiner Frau hin und legte den Arm sachte um ihren Leib:

»Laure« . . .

Sie kehrte sich ihm zu. Und plötzlich, in leidenschaftlicher, unbeherrschter Angst schlang sie beide Arme um seinen Hals und presste sich heftig an ihn.

»Laurette! . . . Aber mein theueres Kind, was hast Du, Du bist ja ganz ausser Dir!«

»O ja, o ja! — Kümmere Dich nur nicht darum!« — Sie schluchzte ein paarmal tief, versuchte sich zu beherrschen. Er küsste zärtlich, beruhigend ihre Wange und ihren Hals. Da hob sie plötzlich den Kopf, beugte sich, die Hände noch auf seinen Schultern, stark nach rückwärts und sagte auf einmal trotzig:

»Wie ich doch dumm bin! Warum sollst eigentlich immer nur Du geschont werden? . . . Ja, ich bin unglücklich, — Du kannst es meinetwegen wissen, — verzweifelt, ausser mir vor Angst« . . .

»Laurette, höre doch! Nun kann ich Dir mit ruhigen Gewissen schwören, dass ich nie, nie mehr, verstehst Du« . . .

»O, es ist nicht nur das!« unterbrach sie ihn ungeduldig, halb abgewendet. »Ich weiss ganz gut, dass eine

solche Geschichte nicht ewig dauern kann. Aber jedenfalls, auch das! — Es war arg genug, es dies ganze Jahr zu ertragen!« — Sie seufzte und schaute geradeaus vor sich hin. — »Ach, das Leben ist so hoffnungslos verwickelt, so schwer zu leben!«

»Sei nur nicht allzu philosophisch, mein Herz!« sagte er heiter, mit einem Versuch zu scherzen. »Das Leben, — das Leben ist so, wie das Schicksal es schafft.«

»Ja, Du hast recht! Und der Kaiser ist unser Schicksal, — Deines, und daher auch meines!«

»Laurette!« — er schob sie misbilligend ein Stück von sich. »Warum redest Du immer in diesem Ton von ihm?«

»Ich sage ja nur, was wahr ist!« brach es heftig und rücksichtslos hervor. »In der letzten Zeit ist es mir immer klarer aufgegangen: wir sind nicht mehr selbständige, freie Menschen, wie wir es noch vor ein paar Jahren gewesen; wir sind Puppen in seiner Hand, Seelen, die in seine Gewalt gegeben! Sieh Dich bloss um! — Es ist nicht nur bei Dir und mir so, sondern bei uns allen. Denke einmal an Dich selbst! — Wie sah ich nicht in den zwei Monaten, seit er heimkehrte, Dich aus einer Stimmung in die andere geworfen, willenlos, vertheidigungslos . . . Sein Misfallen ist Tod, sein Lächeln Leben. Seine Liebe . . . Ah, wen liebt er nun?« . . .

Junot schwieg. Er ging im Zimmer auf und ab. Laurette stand noch beim Tisch, ihm zugewendet, die Hände rückwärts auf die Platte gestützt, die Füße ein bischen vorgestreckt.

»Denke ein wenig nach, Junot . . . Ist Dir die Vorstellung möglich, dass Du, selbst wenn er Dir die bitterste aller Beleidigungen zufügte, Dir, unabhängig von ihm, einen neuen Weg brechen, Du ein neues Leben beginnen könntest?«

»Laurette! Es ist ja Wahnwitz von Dir, auf diese

Art zu reden!« Er wendete sich ungeduldig um und stampfte auf den Boden. »Wenn es jemanden giebt, der ihm wirklich nahe steht, so bin ich es. Und »unabhängig von ihm«, — was meinst Du damit eigentlich? Wer das wollte, müsste nach England gehen oder über das Meer, denn hier auf dem Kontinent« — er lachte bitter, aber triumphierend, — »ist niemand von ihm unabhängig. Welche Verrücktheit! Ich bin ein Franzose, er ist mein Freund, den ich freiwillig zu meinem Herrn gemacht habe; — wie könnte mir da auch nur der Gedanke kommen, mein Leben von dem seinen zu trennen!«

»Freiwillig —? ja, vielleicht! Er ist nun unser Herr, und niemandes Wille ist frei ausser dem seinigen!«

Junot ging noch ein paarmal hin und her; seine Frau folgte ihm mit den Augen. Dann blieb er plötzlich stehen, richtete sich auf und strich mit einer ungeduligen Bewegung das Haar aus der Stirn, als ob er seine Gedanken los sein wolle. Er wendete sich nach Laurette um, die noch in der gleichen Stellung da stand.

»Sahst Du, Laurette, wie ich heute abend mit . . . mit« . . . Er hielt inne und bereute schon, dass er dies Thema berührt hatte.

»Mit Prinzessin Caroline tanztest? Ja, ich sah es.«

Sie schwiegen beide; Laurette sah hartnäckig vor sich hin. Junot näherte sich ihr, nahm sie mit beiden Händen um den Leib und betrachtete sie mit einem unsicheren, etwas verlegenen Lächeln, indem er sie leicht zu sich emporhob.

»Laurette,« flüsterte er, das Gesicht dicht an das ihrige gedrückt, ganz leise in ihr Ohr, »sei nicht mehr dumm, — es ist ja alles nun vorbei.«

Sie schüttelte den Kopf: »Und das glaubst Du? . . . Mein bester Freund, ein so gross angelegtes Drama schliesst nicht in einem Akt!«

»Aber ich versichere Dich, Laurette« — er sah ihr in die Augen und redete unwillkürlich lauter.

»Still, — verstehst Du denn nicht, was ich meine? Nun beginnen wir mitzuspielen, ob wir wollen oder nicht. Siehst Du nicht, dass der Kaiser, welcher der Oberregisseur aller Dramen hier zu Lande ist, den zweiten Akt nach Bayonne verlegt hat, den dritten nach . . . ah, was weiss ich? Ich mag gar nicht daran denken!«

»Du hörst zu viel Hofklatsch, meine liebste Laurette,« sagte er ein wenig scharf. »Du weisst sehr genau, dass Napoleon ganz andere Gründe hat, um gerade mir die Girondearmee zu geben.«

»Oh ja, Du hast recht, das weiss ich wohl. Er ist ein Meister im Kombinieren, — er versteht wirklich, wie er selbst zu sagen pflegt, aus einem Fehltritt die grösstmöglichen Vortheile zu ziehen.«

»Komm.« Er setzte sie in den grossen Stuhl, der auf der einen Seite des Kamins stand und kniete selbst auf das Fusskissen nieder, indem er die Arme um ihren Leib legte. »Lass mich nun, ehe wir scheiden, alles hören, was Du im Kopf herumträgst.«

Sie seufzte. »Die Observationsarmee an der Gironde« nennt man ja Deine Heeresabtheilung, — nicht wahr? Aber der Kaiser hat auch andere Gründe, sagst Du . . . Ah —« sie drückte leidenschaftlich mit beiden Händen seinen Kopf an sich — »Du magst sagen, was Du willst, ich weiss, dass Dich da drunten eine Gefahr erwartet, die grösste Gefahr, der Du jemals ausgesetzt warst.«

»Fürchtest Du für mein Leben, Laurette?« er sah fast verwundert auf. »Wen habe ich denn so oft bis zu Thränen über die Bulletins der grossen Armee enthusiastisch gesehen? Wen habe ich so oft in stolzen und feurigen Worten das Ehrenvolle, Bezaubernde eines so edlen Todes preisen hören? . . . Und vor zwei Jahren, als ich über Hals und Kopf in Lissabon von Dir wegreisen musste,

um den Kaiser in Mähren aufzusuchen, da warst Du doch gar nicht ängstlich?»

»Nein, damals! Ich hatte auch gar nicht Zeit dazu. Überdies: damals warst Du Napoleons erster Adjutant, — ich wusste, er würde Dich die ganze Zeit über in seinem Stab, sich zur Seite behalten. Es geschieht nun zum zweitenmal, seitdem ich Deine Frau bin, dass Du von mir weg in den Krieg ziehst und ich errathe, dass es diesmal ganz etwas anderes gilt!«

»Errathen, — das kannst Du gar nicht errathen! Übrigens, die Erde hat schon so oft vorher mein Blut getrunken; ich werde ja doch einmal auf dem Schlachtfeld sterben und ein paar Jahre früher oder später . . .«

»Schweig!« rief sie verzweifelt. »Mein Gott, — ich begreife erst jetzt, was der Krieg ist!«

»Ist mein Leben Dir denn so theuer? Theurer noch als meine Ehre, Laurette?«

Sie schwieg mit gesenktem Blick und fest zusammengepressten Lippen.

»Antworte mir doch. Vergiss nicht, Du bist die Frau eines französischen Soldaten,« sagte er feierlich, pathetisch.

Sie hob die Augen und sah ihn mit einem Blick an, den er nie vergass, während sie ihn leise von sich wegschob.

»Deine Ehre ist mir theurer denn alles,« murmelte sie fast unhörbar. »Dein Name, Deine Verantwortung als Soldat und Chef . . .«

»Geliebtes Wesen! So will ich, dass die Frau spreche, die mein Leben theilt. Und nun, — sei nur muthig! Der Kaiser war wieder gut gegen mich, er ist mein Freund. Ich lasse Dich hier zurück, Du wirst über unsere Interessen wachen, und wenn wir uns wieder treffen, Laurette, führe ich vielleicht den Marschallstab!«

»Ah, dieser Stab . . . Wenn er damit winkt, könnte er, glaube ich, Dich in einen Abgrund hinabhetzen. Er wusste genau, was er that, als er Dir ihn nicht gleich gab!«

»Laurette!« . . .

»Schwärme ich denn nicht für Napoleon? Bewundere ich ihn nicht mehr, als irgend jemand Anderen? Und dennoch! . . . Einmal will ich es heraus sagen: es ist eine Sünde, die wahnwitzige Höhe, zu der er es verstanden hat, Euren Ehrgeiz nach und nach hinauf zu treiben. Er hetzt Euch ja wie die Hunde auf die Beute.«

»Aber Laure, — nun weisst Du wieder nicht, was Du sprichst,« sagte er zärtlich.

Madame Junot schwieg. Sie hatte sich erhoben und ging ein paarmal heftig im Zimmer auf und ab. Plötzlich blieb sie stehen und legte die Rückseite ihrer Hände auf ihre beiden Wangen, um sie abzukühlen.

»Sieh mich doch nicht so an! Sonst pflegst Du immer derjenige zu sein, der zu heftig ist . . . Sei nur aufrichtig gegen mich in Deinen Briefen, — glaubst Du denn, ich weiss es nicht, dass der Kaiser einen Mann wie Dich, nur dorthin schickt, wo Gefahr ist! Aber wenn es drunten zu toll wird, — ach, ich kenne ja Spanien und Portugal!« Und bei der hastigen Bewegung des Schreckens und der Verwunderung, die er machte: »Sieh nur nicht so entsetzt aus, — es hat mir's kein Mensch gesagt. Glaubst Du denn, ich habe es nicht errathen, dass eine Armee, die in Bayonne gesammelt worden, bloss gegen die Halbinsel gebraucht werden kann? Glaubst Du denn, ich weiss es nicht, dass es sich bloss um Englands Verbündeten handeln kann? — Und Du, Du, der Du Portugal kennst, Du musstest hingeschickt werden . . . Ah, Junot, — Du trauest mir nicht so viel Scharfsinn zu, wenn es Dich galt?

»Geht es schief, so komme ich hinab zu Dir. Meinst Du, ich bin nicht imstand in einem Bivouak zu leben, wenn ich es mit Dir theile? O, Putzwerk!« — mit einer prächtigen Geste der Verachtung streifte sie die Juwelen von den Armen, so dass sie rasselnd zu Boden fielen. —

»Du glaubst, ich sei die Sklavin dieses Luxus? Nicht mehr als er und Du, musst Du wissen.«

»Laurette!« — Er ging hin und schloss sie in die Arme. »Willst Du mir es doppelt schwer machen, Dich zu verlassen?«

»Ja! Ich fordere kein Gelübde von Dir, das Du doch brechen könntest; aber ich will, dass in der Stunde der Gefahr, wenn Du an ein Weib denkst, es kein anderes sei als ich!«

Er sah sie an, — bewundernd, mit stolzem Lächeln. Wie gering waren alle anderen Frauen, selbst die vornehmsten, doch neben ihr!

»Ich weiss eine Art, wie ich Dich vielleicht ganz gewinnen könnte. Wenn ich Dich zu ewiger Angst zwänge, zu ewiger Furcht, zu verlieren, was Du Dir nun mit so übermüthiger Sicherheit zu besitzen einbildest . . . Deine Eifersucht wecken . . . Ah, ich könnte es so leicht!« — Sie erhob sich, gleichsam triumphierend, auf die Zehen und breitete die Arme aus. »Ich könnte es leicht, — wenn ich wollte!«

Junot wurde dunkelroth bis in die Stirn hinauf und dann bleich. »Ist es also wahr,« murmelte er mit einer Stimme, die stockte und undeutlich klang, »worauf man von allen Seiten hindeutet und was alle mir in die Ohren flüstern, — dass er, dass der Kaiser . . . ?«

Seine Frau antwortete nicht. Sie schüttelte nur heftig den Kopf, ohne Junot anzusehen.

Sie ging und setzte sich auf ihren alten Platz im Lehnstuhle neben dem Kamin. Sie war leidenschaftlich erregt; ihre Wangen brannten und der Busen hob sich heftig unter der kurzen, tief ausgeschnittenen Seidentaille, die Hände ballten sich fest um die Armstützen des Fauteuils und sie schaute unter den zusammengezogenen Augenbrauen weit vor sich hin, an ihm vorbei.

Junot trat langsam vor sie hin.

»Laure, — sieh auf! Willst Du, dass ich mit dieser Wunde im Herzen reise! Ist es möglich, dass er . . . ?«

»Nein, Du hörst ja, ich sage, es ist unmöglich,« entgegnete sie hart und blickte hastig auf. »Uebrigens« — sie zuckte bitter die Achsel — »was bedeutet wohl Freundschaft zwischen Männern, wenn . . .«

Er errieth ihren Gedanken. »Ich bin niemals Murats Freund gewesen,« sagte er mit Hast.

Sie antwortete nichts, sass da und schaute vor sich hin. Es glitt ein trauriges, ironisches Lächeln über ihre Lippen.

»Warum hast Du diesen Brand in meine Seele geschleudert, — jetzt, am letzten Abend? Ich weiss, Du hast oft Ursache gehabt, mit mir unzufrieden zu sein; aber . . . Ah, das ist ja ganz was anderes! Der Fehler eines Mannes ist so leicht gut zu machen, der Fehler einer Frau niemals! — Wenn ich glaubte, dass Du . . . Laurette! Ich schwöre Dir, ich überlebte nicht eine Stunde lang meine Entehrung und . . . und . . . meinen Kummer!«

Sie drehte den Kopf ein wenig, wie sie so an die hohe Rücklehne gepresst da sass und schaute ihn mit ihren grossen dunklen Augen an. Ueber den feinen Bogen ihres trotzigen, festgeschlossenen Mundes glitt nun ein hastiges, stolzes Lächeln.

»Junot, — sieh mich an! Sieh mir in die Augen . . . Sehe ich aus wie eine Frau, die ihren Mann betrügen will? . . . Du kannst ihm nicht nein sagen! Aber sei überzeugt, dass ich es kann, wenn es noth thut. Meine Mutter konnte es auch.«

Er warf sich vor ihr auf die Knie, fasste gewaltsam ihre beiden Arme und beugte seinen Kopf tief nieder in ihren Schooss. Als er sich wieder erhob, sah sie, dass seine Augen voller Thränen standen.

»Du weinst? . . . Du! O, Junot — ich wusste, dass

Du mich liebest, trotz alledem; in so was irrt man sich nicht, wenn man einander so nahe steht wie wir; aber dass Du meinethalben weinen könntest . . .«

Er lächelte sie an und führte ihren kühlen Arm an seine feuchten Augen. Er nahm ihren Kopf und strich ihr mit beiden Händen über Wangen, Hals und Schultern. Schweigend betrachteten sie einander, — zärtlich und entzückt. Es war plötzlich, als sähen sie sich zum erstenmal, ein Weib und ein Mann, — die einzigen auf der Welt.

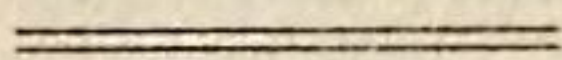
»Laurette,« flüsterte er leise, sein Gesicht ganz nahe an ihrem, Aug in Auge gesenkt. »Und Du klagtest gerade über das Leben! Fühlst Du nicht, wie reich es ist, wie es in diesen Momente sich selbst erneuert?« . . .

Sie legte ihre Finger auf seine Augen, die sie zum schliessen zwang. Sie war roth, und sie lächelte.

Ein paar Minuten sassen sie stumm, fest an einander gedrückt, ganz still. Dann machte sie sich sanft aus seinen Armen los, erhob sich lächelnd und that einige Schritte zur Thür hin. Plötzlich blieb sie stehen, sah sich mit strahlenden Augen im Zimmer um und breitete leicht die Arme aus.

»Mein liebes Fontainebleau!« flüsterte sie leise, mit Jubel in der Stimme, beugte den Nacken zurück und schloss die Augen. Als sie sie wieder öffnete, begegnete sie dem Blick Junots. »Mein liebes Fontainebleau! Nie vergesse ich Dein. Hier bin ich glücklich gewesen!«

Kaum drei Wochen später überschritt die Gironde-armee die Pyrenäen, und der Krieg auf der Halbinsel begann.



NACHSCHRIFT.

Mit Absicht habe ich dies Buch nicht einen »Roman« genannt; dazu schien es mir nicht genug aus einem Guss und zusammenhängend. Doch ich habe versucht, alle die »Bilder« zu sammeln, die in müssigen Stunden mir vorzuzaubern meine Freude gewesen. Sie gruppierten sich um die Frau Gouverneurin von Paris, und da der Vorwurf direkt aus ihren eigenen Memoiren geholt und von ihrem eigenen Gesichtspunkt aus behandelt ist, so trägt das Buch mit Fug und Recht ihren Namen.

Diese Memoiren waren selbstverständlich meine vornehmste, doch weit entfernt nicht meine einzige Quelle. Ein paar Episoden, besonders: Prinzessin Paulines Besuch (Kap. V.), die Heimfahrt von Malmaison (Kap. VI.), und Prinzessin Catherines Empfang in Raincy (Kap. XIII.) — schliessen sich getreu an Madame Junots Darstellung. Die übrigen Kapitel sind frei hinzugedichtet, oft nach Motiven aus der Wirklichkeit. Ich habe einige unbedeutende Anachronismen begehen, die Handlung umstürzen und die Intrigue viel fester knüpfen müssen, um aus dem Material überhaupt eine Geschichte herauszukriegen. In meiner Auffassung des Verhältnisses zwischen General und Madame Junot habe ich, abgerechnet von den Memoiren, eine mächtige

Stütze in ihrem privaten Briefwechsel gefunden, den ich, Dank dem freundlichen Entgegenkommen der Besitzerin, einer Enkelin des Herzogs von Abrantes, Gelegenheit hatte, vollkommen kennen zu lernen. Niemand, der überhaupt für so etwas Blick hat, kann sich über den Gehalt und die Innigkeit der tiefen, feurigen immer stürmischen Zärtlichkeit täuschen, welche diese beiden seltenen, reich begabten Menschen trotz allem ihr ganzes Leben hindurch unveränderlich für einander hegten. Diese Briefe, fast täglich geschrieben, — auf mühsamen Märschen von Land zu Land, in Baracken vor belagerten Städten, auf Schlachtfeldern rundum in Europa, — gehören, verblichen und vergilbt, wie sie sind, zu den ursprünglichsten und eigenthümlichsten Aktenstücken ihrer Zeit. Denn es steckte in Junot ein Ritter- und Troubadournaturell, das hier in diesen ungesuchten und ungekünstelten Briefen an seine Frau, seinen unbewusst und naiv litterarischen Ausdruck findet.

Was schliesslich den welthistorischen Rahmen betrifft, habe ich es von Anfang an als das Vernünftigste betrachtet (was übrigens jetzt gar nicht mehr so sehr der Fall ist) ihm mehr Platz und eine genauere Ausführung einzuräumen, als ich es in »*Ein Roman vom Ersten Konsul*« gethan, da ich hoffte auf diese Art dem Leser die Noten ersparen zu können.

Ich glaube, ich darf zu behaupten wagen, dass ich eine ganze Menge französischer Damen vom Anfang dieses Jahrhunderts ziemlich genau kenne, doch weiss ich nicht viele, auf die ich persönlich so grossen Werth lege, wie auf Madame Junot. Sie ist durchaus eine »*femme maîtresse*«, wie der Kaiser von ihrer Mutter sagte, eine stolze und tapfere Natur, mit einer kühnen, aristokratischen Illusionslosigkeit in ihrer Art, Welt und Menschen zu betrachten, welche in ihrem Wesen so echt gallisch ist, dass man sie bei jungen Leuten wohl kaum ausserhalb Frankreichs findet und auch dort bloss bei wenigen. Sie ist zugleich im

Besitz einer Sensibilität, eines Vermögens zu lieben und zu hassen, zu bewundern und sich zu grämen, wie es wenige Menschen in so hohem Grad ihr eigen nennen. Ihre feurige Seele schlägt beständig von einer Stimmung in die andere um, allein immer ist sie gleich vornehm loyal, immer gleich unverbrüchlich der stolzen Periode treu, der sie durch Namen und Geburt angehörte.

In dem schönen Gedicht, das Victor Hugo ihr gewidmet hat, heisst es unter anderem:

*»Car j'ai ma mission! Car armé d'une lyre
Plein d'hymnes irrités, ardents à s'épancher,
Je garde les trésors des gloires de l'Empire,
Je n'ai jamais souffert, qu'on osât les toucher«.*

Diese Worte können ebensogut auf die Dame bezogen werden, die er hier besingt, als auf ihn selbst. Junots Witwe hielt Tag und Nacht eifersüchtig Wache über die Erinnerungen des Kaiserthums. Sie wird niemals müde auf dessen stolze Monumente hinzuweisen, es zu vertheidigen, sein Lob zu singen, seine Sache zu führen; sogar als der Kaiser, durch sein eigenes Unglück verbittert, mit seinen harten und ungerechten Worten im *»Mémorial«* (sie behauptete übrigens immer hitzig und trotzig, dass dieselben unterschoben, oder mindesten unrichtig wiedergegeben seien) sie so tief verletzt, verändert sie nicht im geringsten ihre Haltung. Sie ruft immer wieder: *»Avec lui, toutes les routes étaient bordées de lauriers, avec lui, rien n'était amer.«*

Madame Junots Mémoires zeichnen sich gerade nicht durch historische Genauigkeit aus. Sie hat offenbar nicht den geringsten Sinn gehabt für Daten, höchst wenig Sinn für Ordnung, und mischt ungeniert Geschehnisse und Epochen untereinander, ja verwechselt hie und da auch Namen. Sie gab selber zu, dass sie niemals durchzulesen pflegte, was sie geschrieben. Und dennoch, — wie glaub-

würdig sind doch diese Mémoires, wie echt in Stimmung und Stil! Wenige haben es in dem Grad wie sie verstanden ihre Zeit und die Menschen ihrer Zeit zu malen. Ihre Schilderung, z. B. von Napoleon als Jüngling und als ganz junger Mann, ist von einziger Vortrefflichkeit. Es finden sich in diesem Portrait Züge wie von Greuzes und Guérins Pinsel. Bourriennes Schilderung aus ungefähr derselben Zeit (die übrigens nach meiner Meinung ganz hoch steht), ist lange nicht so lebendig und reich.

Man wird Madame Junots Schilderung von Napoleon natürlich immer mit der von Madame de Rémusat vergleichen. Ich für mein Theil finde diese Vergleichung ebenso überflüssig als unbefugt. Madame de Rémusat ist eine pedantische *précieuse*, die in einer dem Kaiser feindlich gesinnten Zeit schreibt, aus einer vorgefassten Theorie heraus und mit einem gegebenen Zweck vor Augen: der Nachwelt gegenüber ihre eigene und ihres Mannes grosse Verrätherei und Undankbarkeit zu vertheidigen. Mit der Herzogin von Abrantes hat sie eigentlich nichts gemeinsam als das Beobachtungsvermögen und den Esprit. Während die alles eher als formvollendeten Memoiren der einen immer als einzig dastehend lebendige, aufrichtige und naive Menschenschilderung, als *document humain* interessieren werden, haben die superklugen und prätentiösen historischen Aufklärungen der Anderen schon einen grossen Theil ihres Werthes verloren. Nach den neuesten, immer tiefer gehenden, wissenschaftlich betriebenen Studien über diese merkwürdige Zeit kann man wohl mit ziemlicher Sicherheit behaupten, dass Madame de Rémusat weitaus nicht das absolute Vertrauen verdient, welches die Schriftsteller der siebziger und achtziger Jahre, — u. a. sogar Taine, — in sie gesetzt.

Die vielen, vielen tausend Seiten, welche Madame Junot in ihrer unordentlichen, nachlässigen Art über das Direktoriat, das Kaiserthum und die Restauration zusammen-

geschrieben, können wohl kaum den Namen »Buch« bekommen; sie sind eher eine Sammlung von Skizzen, Dialogen, — manchmal nach der Wirklichkeit nieder geschrieben, oft sicherlich theilweise erdichtet, — trockenen, unzusammenhängenden Notizen, biographischen Auseinandersetzungen und Entwürfen, pikanten Anekdoten, mondainen Beschreibungen, satyrischen, fast pamphletartigen Ausfällen, naiven und pathetischen Herzensergießungen, leidenschaftlichen, fast rücksichtslosen Anschuldigungen und Bekenntnissen; — all dies ganz untereinander mit vornehmer Achtlosigkeit in ein grosses Portefeuille hineingestopft. Aber dieses Portefeuille müssen alle jene, die sich für das Frankreich vom Schluss des vorigen und dem Anfang dieses Jahrhunderts interessieren, unter all dem übrigen reichen Material, das ihnen zur Verfügung steht, nothwendiger Weise auch durchsuchen. Und unter all den tausendzähligen Scherben, in die sie den Spiegel ihrer Zeit, den sie uns gab, zerbrochen hat, wird derjenige, der Geduld zu suchen, und Verstand zu finden hat, in jeder Scherbe das Bild eines seltenen Weibes finden: das Bild der Verfasserin selbst.

»Oftmals Adler, immer Engel«, sagt Victor Hugo von Laure Junot. Nicht immer! Sie ist ganz einfach eine der eigenthümlichsten und selbstbewusstesten Frauen des Kaiserthums, und sowie sie sich nun im leider so bleichen und flackernden Lichte der Erinnerung unter den übrigen Schatten der Vorzeit erhebt, können wir auch manchmal wie Victor Hugo auf ihren Schultern »*les nobles ailes*« bemerken, aber wir wissen, dass sie immer ihre kleinen, kräftige Füße sicher auf die Erde stützte. Nicht einmal in den Ekstasen des Leidens und des Jubels verliert jemals ihr klarer Geist sein Gleichgewicht und oft, allzuoft vielleicht, lässt sie mit einem feinen, ironischen, ächt pariser Achselzucken, »die stolzen Schwingen« von ihren Schultern fallen. Wenn jemand von einem nun so gewöhnlichen, modernen Standpunkt aus-

gehend, finden sollte, das hier in der Intrigue dieses Buches allzu viel wirkliches Gewicht auf *gloire* und *carrière* gelegt wird, so verweise ich ihn bloss auf Frankreichs Geschichte von 1807. Es ist das ja das grosse Jahr der Macht, der Ehre und des Triumphes, und der himmelstürmenden, allumfassenden »heimlichen Artikel« des Tilsiter-Friedens, die, von einem Halbgott dictiert und von einem autokratischen Enthusiasten acceptiert, einem wie mit dem Herzblut der französischen Nation geschrieben erscheinen. Damals war die Politik ein Roman, spannend wie kein anderer, und jene, die damals in der ersten Reihe standen, träumten oder lebten keinen Roman, der nicht zuerst und vor allem von Politik handelte. Denn — wie Thiers irgendwo von ihm sagt, der der Zeit allgewaltiger Herr und grosser Baumeister war, »*on faisait alors la politique avec ses passions!*«

Joseph Schlickerriede
Buchbinderei
München.



Malling, Mathilda,

Die Frau Gouverneurin von Paris Bilder vom französischen Kaiserhofe 1807

Kopenhagen 1896

P.o.germ. 897 nt

urn:nbn:de:bvb:12-bsb11818399-8